b (1

Vesta

1

1831

P. o. germ. 1512 b/1

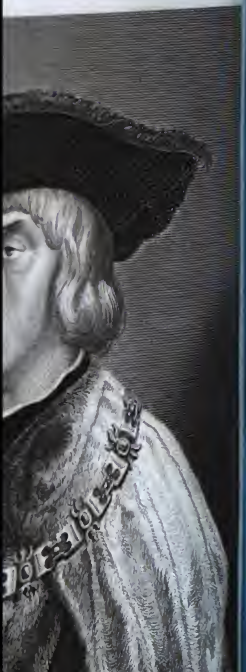
P.o.germ.
1512
b(1
Vesta
1
1831

Digitized by Google

P. o. germ. 1512 b/1

Alb. Dürer pinx. W. Rieder del. J. Passini sc. Vienne

MAXIMILIAN I.



VESTA

Taſchenbuch für Gebildete.

I. Jahrgang 1831.

Druck und Verlag von Franz Ludwig
in
WIEN.

F. Burkhart sc.

31
BG blau
Ö. ta
1
1831

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

P. Fendi pinx. J. Passini sc. Vienna

DIE MUTTER AM CHRIST-ABEND.

Digitized by Google

DIE HEIMKEHR.

P. Fendi pinx.

J. Passini sc. Viennæ

DAS MILCHMAEDCHEN.

Digitized by Google

Rieder del.

J. Paſsini sculp. Viennæ

MIRZEL.

Digitized by Google

V e s t a.

Taſchenbuch für Gebildete.

Erſter Jahrgang.

1 8 3 1.

Digitized by Google

Erklärung der Kupfer.

Maximilian I., gezeichnet von Herrn W. Rieder, Lehrer der freien Zeichenkunſt in der k. k. Ingenieur-Akademie, geſtochen von Herrn J. Paſſini. Das Original-Gemälde von Alb. Dürer befindet ſich in der k. k. Gallerie im Belvedere. Zu dem Gedichte Seite 107.

Der Mönch auf dem kahlen Berge. In Oel gemalt von Herrn Peter Fendi, k. k. Antiken-Cabinetsmaler, geſtochen von Herrn J. Paſſini. Das Original befindet ſich in der Gemälde-Sammlung des hochlöblichen Chorherrenſtiftes zu St. Florian in Oberöſterreich. Zu dem Gedichte Seite 97.

Die Mutter am Chriſt-Abend. Für dieſes Taſchenbuch in Oel gemalt von Herrn P. Fendi, geſtochen von Herrn J. Paſſini. Das Original-Gemälde beſitzt der Herausgeber dieſes Taſchenbuches. Zu dem Gedichte Seite 111.

Die Heimkehr. Gezeichnet von Herrn W. Rieder, geſtochen von Herrn J. Axmann. Zu dem Gedichte Seite 142.

Das Milchmädchen. Für dieſes Taſchenbuch in Oel gemalt von Herrn P. Fendi, geſtochen von Herrn J. Paſſini. Im Vordergrunde das bekannte gothiſche Denkmal: die Spinnerin am Kreuz auf dem Wiener Berge; im Hintergrunde die k. k. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien. In den Wolken zur Linken entfliehen die Luftgebäude des armen Landmädchens, von Eyern, Hühnern, dem jungen Schweinchen, Kalb und Kuh, welche für den Erlös der verkauften, leider nun vergoſſenen Milch nach und nach angeſchafft werden ſollten. Das Original beſitzt der Herausgeber.

s'Dierndl am See. Oberöſterreichiſches Coſtume einer Aufwärterin in einem Gaſthauſe, nach der Natur gezeichnet von Herrn W. Rieder, geſtochen von Herrn J. Paſſini. Zu dem Gedichte in oberöſterreichiſcher Mundart Seite 285.

Bären. Für dieſes Taſchenbuch nach der Natur in Oel gemalt von Herrn F. Gauermann Sohn, geſtochen von Herrn J. Paſſini. Das Original beſitzt der Herausgeber.

Allegorie des gepreßten Blattes.

Apollo's Leyer.

Erfunden und gezeichnet von Herrn P. Fendi, in Stahl gravirt von Herrn Leopold Heuberger, k. k. Hof-Medailleur-Scholar.

Unten der Kopf Apollo's, über demſelben das alte in die Vergangenheit zurückblickende Haupt des Janus, mit dem der Zukunft entgegenlächelnden jugendlichen Geſicht. Links ein Genius mit der umgeſtürzten, verlöſchenden, rechts ein ſolcher mit empor gehobener auflodernder Fackel. Beide reichen ſich die Hände, einen Myrthenkranz haltend. Das Alte reihet ſich an das Neue. Aus den beiden Seitenhörnern der Leyer ſproſſen Lorberzweige. Das obere Ende der Hände läuft ſchneckenförmig in Schwanenhälſe aus, welche, durch Genien gezügelt, auf den Schwanengeſang des endenden alten Jahres deuten. Über den Saiten koſen zwei Amoretten mit Schmetterlingsflügeln, Sinnbild der ſchnell vorüber-

rauſchenden Lebensfreuden. Oben eine Vaſe mit der rein aufflackernden Veſtaliſchen Flamme.

Die beſeligende Harmonie der Leyer bezieht ſich auf die Harmonie in der Freundſchaft und Liebe. Möge das Ganze nie entſchwinden unſerer

Erinnerung.

Digitized by Google

Die Schule des Lebens.

Novelle von Ludwig Halirſch.

Früh verwaiſet und ſich ſelbſt überlaſſen in den erſten Jünglingsjahren, mit einem empfänglichen Herzen und einer vielleicht zu lebhaften Phantaſie, gab ſich Baron Friedrich allen Genüſſen eines raſch bewegten Lebens, wie dieſe ſeine Vaterſtadt, eine der kleinen Reſidenzſtädte Deutſchlands zu biethen vermochte, mit raſcher Luſt hin. Einförmigkeit war ihm verhaßt, nur der Wechſel zog ihn an, und je bunter, je mannigfaltiger ſich ſeine Umgebungen geſtalteten, deſto lieber empfing er ihre vorüberrauſchenden Eindrücke.

Er ging auf Reiſen, und kehrte ohne Gewinn für ſein Inneres zurück; er trat in ein öffentliches Wirken, und verließ dieſes eben ſo ſchnell wieder, als er ſich ihm Anfangs mit grenzenloſem Eifer hingegeben hatte; er knüpfte Freundſchaften an, und brach ſie ohne Urſache wieder ab; er war in der einen Hälfte des Jahres der leiden=

ſchaftlichſte Verehrer und Ritter aller Frauen, in der andern ſtreiften ſeine Blicke gleichgültig über die Schönſten und Geiſtreichſten hinweg. So, ein Sclave ſeiner Launen, indem er ſich frey wähnte, ſtand er auf dem Puncte, wie ſo viele ähnliche Charactere gänzlich zu verflachen, und in leerer Unbeſtimmtheit zu Grunde zu gehen.

Jetzt eben hatte er wieder einen jener periodiſchen Anfälle, wo er mit der ganzen Welt, und auch mit ſich ſelbſt zerfallen, einſam und verdrüßlich umherſtrich.

Da zog in der ſcharfen Beleuchtung des hellen Herbſtmorgens eine muntere Reiterſchaar einher. Die Sonne warf ihren rothglühenden Schein auf die lebenskräftigen Geſtalten, Muth und Feuer blitzten aus den jugendlich friſchen Augen der Meiſten, luſtig ſchmetterten die Trompeten, luſtig klang auch das muntere Kriegslied dazwiſchen, das ſie ſangen. Dann und wann machte ſich wohl die begeiſterte Freude durch ein überlautes Halloh! Luft; dazu kam noch der friſche Morgenwind, der die Fahne ſpielend entfaltete, und durch die wehenden Helmbüſche flatterte; die reiche Landſchaft umher, voller Saaten, Felder, ſaftiger Wieſen, hier und da ein nettes Häuschen auf der einen — dunkler Wald, Geſtripp und kühne Felſengruppen mit einer alten Burg auf der andern Seite,

und Alles dieß bekam doch erſt durch den kriegeriſchen Aufzug rechtes Leben — kurz, der ganze Anblick regte Friedrich wunderbar auf.

„Wohin ſo früh am Tage?“ rief er den Forteilenden zu.

„„In die weite Welt!““ — verſetzte der ſchlanke hochgewachſene, noch jugendliche Anführer, indem er den Gruß des Barons flüchtig und beinahe überſehend, erwiederte, als wollt' er ſagen: Davon, du Städter, haſt du freilich keinen Begriff.

„In die weite Welt!“ — wiederhohlte Friedrich, durch dieſes Benehmen verletzt, der ſtolzen Schaar unmuthig nachblickend, „und glaubſt du denn, dieſe ſtehe dir allein offen, übermüthiger? Noch heute — noch jetzt will ich dir beweiſen, wie ſehr du dich in mir getäuſcht haſt!“

Es brauchte nur einer ſolchen Aufregung, um Friedrich zum ſchnellen Entſchluß zu bringen. Sein Onkle, der General M. hatte ſchon oft in ihn gedrungen, die militäriſche Laufbahn zu ergreifen; ſo lange dieß fremde Abſicht geweſen war, weigerte er ſich hartnäckig; jetzt, dem augenblicklichen eigenen Wunſche folgend, kannt' er nichts Eiligeres, als denſelben ſeiner Erfüllung zuzuführen, und ſchon am Abende des nächſten Tages ging der junge Un-

beſonnene mit dem Rittmeiſterpatente ſeiner neuen Beſtimmung entgegen.

In einem entfernten Gränzſtädtchen lag das Regiment, zu welchem er nun gehörte, abgeſchnitten von allen Quellen des feinern und geiſtigeren Verkehrs, den Friedrich ſo ſehr gewohnt war, und deſſen er um ſo weniger entbehren konnte, als er nicht genug innern Gehalt hatte, um keiner äußern Anregung zu bedürfen. Je näher er dem Ziele ſeiner Reiſe kam, deſto ferner dämmerte das ſchöne Bild zurück, das er ſich mit den hellſten Farben von dem künftigen Wirkungskreiſe ausgemahlen. Wo war die üppige Landſchaft in goldener Morgenbeleuchtung, wo die frohe rüſtige Kriegerſchaar, die ihn noch vor Kurzem ſo begeiſtert hatte? Endloſe ſandige und wüſte Steppen umgaben ihn jetzt, deren mattes Grau einen ewig umwölkten Himmel abzuſpiegeln ſchien; und dieſes matte Grau legte ſich auch, jedes kräftige Leben ſchon im Keime vernichtend, auf die Menſchen, welche in dumpfigen Hütten, mehr unter als über der Erde, ihr kurzes Daſeyn in beſchränkter Einförmigkeit fortſpannen — kleine häßliche Geſtalten — trübe Augen, blaße aufgedunſene Geſichter — kein Berg in der ganzen Gegend, der den Geiſt nach ſeinen reinen Höhen ziehen konnte, nur Hü-

gel reihte ſich an Hügel, wie Grab an Grab, ſo weit der Blick langen konnte, und die Leichen dieſer Gräber irr= ten geſpenſtiſch an dem jungen Wanderer vorbei.

Da ſeufzte er zum erſten Male auf; doch gewaltſam bezwang er das bittere Gefühl, das ſein Herz überſchlich. „Sei ein Mann" — rief er ſich ſelbſt zu — „du wollteſt es ſo, und nun ertrag's auch." — Noch tröſtete ihn der Gedanke an ſeine Beſtimmung ſelbſt, und an diejenigen, mit denen er dieſe theilen ſollte. Der friſche muthige Jüngling ſchwebte vor ſeinen Augen, der ihm das „in die weite Welt," ſo keck und auffordernd zugerufen hatte. Jetzt, wo er ſeinen Willen erfüllt ſah, war er wieder mit ihm verſöhnt — er freute ſich auf den Augenblick, wo er ihm als Kamerad entgegen treten, und ſagen konnte: „Sieh, ich bin nicht der, für den du mich gehalten." — Der Zufall, oder wohl mehr als der Zufall, hatt' es näm= lich ſo gewollt, daß er in daſſelbe Regiment kam, bei welchem der Unbekannte ſtand; und je länger er über ſei= ne ganze Erſcheinung nachdachte, deſto lieber gewann er ihn, es war ihm, als ſei dieß der Freund, den er ſo oft geſucht und nie gefunden.

So kam er in dem Städtchen an, wo der Stab des Regimentes lag.

Herr von Wallberg, ſein Oberſter, bei dem er ſich ſogleich meldete, empfing ihn ſehr höflich, aber mit auffallender Kälte. „Ich fürchte,“ ſprach er, nachdem er den Brief des Generalen geleſen, welchen ihm Friedrich überreichte — „ich fürchte, lieber Baron, Sie werden ſich in unſerer Einöde nicht lange gefallen, der Aufenthalt hier iſt nicht der angenehmſte, und überdieß — — doch“ — unterbrach er ſich ſelbſt, als fürchte er zu viel zu ſagen — „ich will Ihnen nicht gleich im Anfange den Muth und die Sicherheit benehmen, die Ihre neuen Verhältniſſe ſo dringend verlangen. Laſſen Sie uns zu meiner Familie gehen, der ich den neuen Ankömmling ſogleich vorzuſtellen verſprach; Frau und Tochter werden ſich freuen, Neues aus der Vaterſtadt zu erfahren, in der ihre Gedanken öfter verweilen, als mir lieb iſt!“ —

Die Damen hatten Beſuch, und Friedrich erkannte nicht ohne freudige Regung in dem Officier, der bei ſeinem Eintritte das Buch aus der Hand legte, aus welchem er ihnen vorlas, ſeinen jungen Unbekannten, der ihn ſeither ſo vielfach beſchäftigte.

„Herr Lieutenant von Bornklau“ — ſagte der Oberſt, nach den erſten Begrüßungen, beide einander vorſtellend, — „Herr Rittmeiſter Baron von Singen“ — ſetzte er mit

einer Unſicherheit der Stimme hinzu, die Friedrich befrembete. Seine Befrembung aber ſtieg zum Erſtaunen, als Bornklau ſein freundliches Entgegenkommen kaum erwiedernd, und einige unverſtändliche Worte murmelnd, nach einer kurzen Verbeugung forteilte.

„Ich dachte es wohl" — ſprach Herr von Wallberg vor ſich hin, dem Davoneilenden unmuthig nachblickend. Es trat eine Spannung ein, die für Alle gleich unbequem und peinlich ſeyn mußte. Die Damen ſahen verlegen auf ihre Arbeiten, der Oberſt ſuchte augenſcheinlich nach einer Entſchuldigung über dieſe auffallende Unſchicklichkeit — nur Friedrich gewann ſchnell ſeine Haltung wieder, und leitete ein gleichgültiges Geſpräch ein, deſſen Fäden er ſo geſchickt zu verweben wußte, und nach allen Richtungen auszubreiten verſtand, daß die unangenehme Störung bald vergeſſen war.

Im Grunde that er es mehr, um ſich ſelbſt, als die andern aus der Verlegenheit zu ziehen, denn, was er ſah und hörte, ſprach ihn wenig an. In der Mutter glaubte er eine jener gewöhnlichen Frauen zu erkennen, die Form und Tact für ſich haben, aber auch nicht mehr, und die Tochter, die ſtill und ſchweigſam die Nadeln rührend, nur mit Gewalt dann und wann zu einem kurz abgebrochenen

Satz zu bringen war, ſchien ihm weniger befangen, als ganz und gar alltäglich.

Die verſtohlenen und ſehnſüchtigen Blicke, welche ſie zwiſchen durch nach dem verlaſſenen Buche richtete, in deſſen buntem Umſchlage Friedrich einen ſüßlichen Roman, der erſt unlängſt neu erſchienen war, zu erkennen glaubte, beſtätigten ihn in der Meinung, daß er hier zu dem zurück geführt werde, was er in der Reſidenz geflohen hatte, nämlich zu dem traurigen Einerley der, in ewig wiederkehrenden Formen, nach dem Schein von Bildung ringenden Flachheit.

Innerlich auf das Höchſte verſtimmt, brach er endlich auf, und empfing mit einem bittern ironiſchen Gefühle die Einladung auf den nächſten Tag, von der er zum Voraus wußte, daß ſie ſich durch das ganze Jahr endlos fortſpinnen werde. Der Oberſt, der ihn begleitete, zog ihn noch einmal mit einer ſüßſauern Miene in ſein Kabinet.

„Ich halte für nothwendig" — ſagte er hier, nach kurzem Schweigen — „Sie auf einen Umſtand aufmerkſam zu machen, deſſen ich ſchon vorhin gedenken wollte, wo mich indeſſen die Hoffnung, das Übel noch im Keime erſticken zu können, und der Wunſch, Sie nicht gleich am erſten

Tage mit dem Unangenehmen Ihrer Lage bekannt zu machen, davon abhielt."

Er ſchwieg hier, und ſchien Friedrichs Antwort zu erwarten, doch dieſer harrte ſtill und geſpannt der Fortſetzung eines ſo bedeutenden Eingangs.

„Bornklau's Betragen wird Ihnen ohne Zweifel aufgefallen ſeyn" — fuhr der Oberſt fort — „allein, wenn Sie nicht ganz fremd in unſern Verhältniſſen ſind, ſo werden Sie's auch erklärlich finden."

„Ich geſtehe meine Unwiſſenheit in dieſem Puncte" — entgegnete Friedrich etwas befangen.

„Laſſen Sie mich" — ſprach Herr von Wallberg weiter — „Ihnen die Sache ſo kurz als möglich erklären."

„Die Stelle, welche Sie bei meinem Regimente erhalten haben, konnte Bornklau, in dem wir alle nicht nur den braven Soldaten, ſondern auch den vielſeitig gebildeten Mann ehren, ſchwerlich entgehen. Er rechnete auch um ſo ſicherer darauf, als — warum ſollt' ich Ihnen verſchweigen, was Sie ja doch bald erfahren werden — als dieß die Bedingung iſt, unter der ich ihm die Hand meiner Tochter zugeſagt habe, die er mit inniger Liebe liebt."

„Dieſe ſchönen Hoffnungen, Herr Baron, hat Ihre Dazwiſchenkunft vereitelt, denn mit dem beſten Willen

kann ich nun Bornklau's Wünſche, ſo ſehr ſie auch die meinen ſind, nicht erfüllen. Urtheilen Sie nun ſelbſt" — fügte er nach einer kurzen Pauſe hinzu — „ob die Aufwallung bey Ihrem Anblicke nicht zu entſchuldigen ſei, und nehmen Sie es als einen Beweis meiner Achtung und Theilnahme, wenn ich hinzu füge, daß Sie Ähnliches auch von Bornklau's Kameraden, die ihm alle vom Herzen zugethan ſind, zu erwarten haben. Seyn Sie übrigens verſichert, daß ich mein ganzes Anſehen gebrauchen will, um Sie vor Beleidigungen zu ſchützen."

Somit verbeugte er ſich, und Friedrich hatte ſeine Entlaſſung.

Als unſer Freund zum erſten Male bei der Table d'Hote erſchien, an welcher die unverehelichten Officiere des Regiments gewöhnlich zu ſpeiſen pflegten, fand er nur zu deutlich beſtätigt, was der Oberſt vorhergeſagt hatte. Seine Begrüßung ward kalt und flüchtig erwiedert, wenigen vermochte er Sprache abzugewinnen, und ſelbſt dieſe ſchienen nicht geneigt, die Unterhaltung lange fortzuſetzen. Da war keine Spur von jener wechſelſeitigen Annäherung, von jener warmen Herzlichkeit, die er ſich erwartet hatte — lau und matt gingen die ſonſt ſo ra=

ſchen Pulſe des Geſprächs, ſtockten oft und machten einer peinlichen Stille Platz, die nur durch das Klirren der Teller und Gläſer unterbrochen ward. Endlich, doch früher als gewöhnlich, ſtand man auf. Die Mehrzahl verſammelte ſich in einem Halbkreis um Bornklau, und ihr leiſes Geflüſter, ſo wie mancher Seitenblick, der dazwiſchen auf den Verlaſſenen fiel, bewies dieſem nur zu deutlich, wer der Gegenſtand einer ſo eifrigen Unterhaltung ſei. Im höchſten Grade verſtimmt entfernte er ſich, und kehrte in das dumpfe niedere Stübchen zurück, welches man ihm zur Wohnung angewieſen hatte.

Was ihn hier umgab, war nicht geeignet, ſeinen Unmuth zu vermindern. Trüb und dunkel ſtarrten ihn die berauchten Wände an, die eine matte Lampe karg und traurig beleuchtete. Der Dunſt des unförmlichen und überheitzten Ofens verſetzte ihm den Athem; nur das Weinen kleiner Kinder und das Gezänk ihrer Ältern in der Nachbarſchaft unterbrach die peinliche Stille. Er eilte zu dem einzigen Fenſter, und riß es auf, — aber ach, hier fand er noch weniger Troſt. In eine weite Steppe ſah er, über die giftige Herbſtnebel ſich gelagert hatten; ein rauher Nordwind trieb dunkle Wolkenmaſſen am Nachthimmel einher, durch die zuweilen blaß und dämmernd,

wie ein Leichenantlitz aus geöffnetem Grabe, der Vollmond ſchaute.

Jetzt blitzten Lichter in der Ferne auf; er hörte verworrene Stimmen — näher und näher kam es; ſchnell konnte er die einzelnen Geſtalten unterſcheiden — es war Bornklau mit ſeinen Freunden, die an dem Verlaßnen vorüberzogen, und deren Geſang zu ihm empor klang.

Die Töne verrauſchten — die Schritte verhallten — die Lichter verloſchen; — zwei ſchwere Thränen, die erſten, die er jemals dieſem Gefühle geweint, drängten ſich ſtechend und brennend dicht aus dem Herzen in Friedrichs Augen, und tropften hörbar vor ihm nieder, mit bitterm Lächeln trocknete er ſie auf, und barg ſein Angeſicht in beiden hohlen Händen.

Ziemlich lange mochte er ſchon in dieſer Stellung verweilt ſeyn; da fühlte er ſich plötzlich leiſe beim Arme ergriffen, und, aufſchauend, ſah er ſeines Wirthes kleinen Sohn vor ſich, der ihm ein Briefchen auf den Schooß drückte, mit dem Bedeuten, das gehöre für ihn; des Oberſten alter Bedienter habe es ſo eben gebracht.

Ohne die Adreße weiters zu beſehen, und in der Meinung, Nachrichten aus der Reſidenz zu erhalten, riß er das Schreiben ſchnell auf. Aber ſchon nach den erſten Zei-

len erkannte er ſeinen Irrthum, — der Brief gehörte Bornklau, nicht ihm, an den er nur gelangte, weil er das Quartier des Erſtern bezogen hatte, und weil von dieſer Umſiedelung der Schreiberin nichts bekannt war. Dieſe zu errathen fiel nicht ſchwer, ungeachtet ſie ſich nur mit einem S. gefertiget hatte.

„Seit der Fremde heute Morgens erſchien" — lautete der Anfang, „ſeit du uns ſo ſchnell und ſichtbar erregt, verlaſſen, habe ich keine Ruhe mehr, tauſend trübe Ahnungen erfüllen meine Bruſt — ich ſehe dich verzweifelnd mit all' unſern getäuſchten Hoffnungen untergehn — ich ſtehe vor deinem blutigen Leichnam, und zähle die Wunden, die dir dein grauſamer Feind im Zweikampfe geſchlagen, zu dem es kommen wird, — befreie mich von dieſer unausſprechlichen Angſt!" —

In dieſem Tone gingen die Äußerungen eines überſpannten Gemüthes und einer unruhigen Phantaſie fort.

Friedrich war über dieſe Verwechslung, die man ſo leicht ſchief deuten konnte, nicht wenig verlegen. Er ſann hin und her, wie er einer ſolchen Mißdeutung am Beſten begegnen könnte. Endlich beſchloß er, dem Fräulein Wallberg den ganzen Unfall offen und der Wahrheit gemäß zu entdecken, und das Schreiben zurück zu geben. Er that

dieß ſchriftlich auf die ſchonendſte Art, indem er den Zufall anklagte, der dieſe Zeilen, über deren Inhalt er hinwegging, in ſeine Hände geführt habe, zugleich aber die ernſte Betheurung hinzufügte, daß es nie ſeine Abſicht geweſen ſei, noch geweſen ſeyn konnte, dem Glücke zweier Liebenden entgegen zu treten, und daß er es für eine ſeiner wichtigſten Pflichten halte, dieſes Glück, ſo viel es in ſeiner Macht ſtände, wieder her zu ſtellen.

Das Ganze verſiegelte er, und übergab es am folgenden Morgen Sophien ſelbſt, die er im Vorſale allein traf, als er zu dem Oberſten ging. Sie mußte es ſogleich eröffnet haben, denn wie Friedrich ſpäterhin auch den Damen ſeinen Beſuch abſtattete, entfloh ſie bei ſeinem Eintritte hocherröthend und ſichtlich verlegen. Ein ſanfter gütiger Blick ſagte ihm jedoch dabei, daß ſie ſein Verfahren ehre, und ihm nicht zürne.

Einige Wochen waren bereits ſeit Friedrich's Ankunft zu T. vergangen, und je trüber ſich ſeine äußern Verhältniſſe geſtalteten, je mehr er nun einſah, daß er durchaus nicht in einen Wirkungskreis paſſe, der ſeiner ganzen Art und Weiſe widerſprach, deſto unglücklicher mußte er ſich fühlen. In dieſer Lage war die Familie Wallberg wirklich der einzige

Troſt für ihn. Er fand hier gebildete theilnehmende Menſchen, die durch ungeheuchelte Aufmerkſamkeit und Achtung die Wunden zu heilen ſuchten, welche ihm das kalte Überſehen und Zurückziehen täglich ſchlug — er fand Frauen, zarte mitempfindende Frauen, und wie ſehr lernte er nur in der Schule des Kummers das Geſchlecht verehren, über das er noch vor Kurzem ſo hochmüthig hinweggeſehen.

Auch Friedrich war den Damen willkommen, und um ſo willkommner, je mehr ſich Bornklau zurückzog. Der feine Tact und die lebendige Unterhaltungsgabe, welche der Erſtere vor dem Letztern voraus hatte, machte ihn der Mutter — die ſtille Trauer und Schwermuth, die ſich in ſeinem ganzen Weſen abſpiegelte, der Tochter gleich anziehend.

Mit dieſer hatte er noch kein Wort über jene Begebenheit geſprochen, die, wie er fühlte, auch noch ſo leiſe beſprochen, immer Mißtöne erzeugen mußte. Sie achtete ihn um einer ſo zarten Schonung willen noch mehr, ja ſie verhehlte es nicht, wie tief ſie das rückſichtsloſe Betragen Bornklau's kränke.

Eines Tages, als den Oberſten eine Dienſtesreiſe entfernt hatte, und Frau von Wallberg, die ſich etwas

unwohl fühlte, auf ihr Kabinet ging, begann ſie erröthend und leiſe: „Das Verhältniß, Herr Baron, in welches uns der Zufall geſtellt, iſt ſo ſeltſam und ungewöhnlich, daß wir uns bisher wohl mit Recht ſcheuten, ihm Worte zu geben, doch eben dieſes Seltſame und Ungewöhnliche mag es auch entſchuldigen, wenn ich endlich eine Frage an Sie ſtelle, die mir längſt nahe lag. Erinnern Sie ſich noch an das Verſprechen, womit Sie die Güte hatten, mich in jenem Schreiben zu tröſten, für das ich Ihnen nun meinen gefühlten Dank ſage? — Ich würde niemals ſo vorlaut geweſen ſeyn, Sie an die Vermittlung, welche Sie mir zuſicherten, zu erinnern, wenn mich nicht Bornklaus täglich ſteigender Ungeſtüm, und meines Vaters fortwährende Verweigerung unter dieſen Umſtänden dazu zwänge."

„Und konnten Sie wirklich glauben, Fräulein" — entgegnete Friedrich mit ernſter Stimme — „daß ich auf das vergeſſen würde, was Ehre und Pflicht von mir verlangten? Ich habe meinem Oheim, dem General M., geſchrieben, ich hab' es nicht geſcheut, mich des Unbeſtandes und Wankelmuthes zeihen zu laſſen, ich habe ihn dringend gebeten, meine Verſetzung von hier zu bewirken, wo ich nur verkannt werde — ſelbſt von Jenen verkannt" — ſetzte er mit einem Blick auf Sophien hinzu, in dem

ſich mehr ausſprach, als er wollte — „ſelbſt von Jenen, in deren Herzen ich wenigſtens Mitleid und Theilnahme für einen Unglücklichen zu finden hoffte, der verlaſſen und einſam unter ihnen ſteht. Hier iſt ſeine Antwort. Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ich ſie Ihnen nicht bisher mit Recht entzogen habe, und wie ſchwer mich dieſe neue Verkennung kränken mußte."

Er zog das Schreiben hervor, und überreichte es Sophien, die nicht ohne innere Bewegung folgendes las:

„Daß dich das Geſchehene reuen würde, lieber Neffe, war bei deiner Inconſequenz, die du ſchon öfters bewieſen, zu befürchten, und deine Klagen kommen daher keineswegs unerwartet. Glaube inzwiſchen ja nicht, daß du mich damit beſtichſt. Mein feſter Wille iſt, dich der Schule, in die du dich aus eigenem Antriebe begeben, nicht früher zu entziehen, als bis du verſtändiger und männlicher geworden biſt. Dieß Verfahren glaub' ich uns beiden ſchuldig zu ſeyn. Die Überſpanntheit unſerer Zeit, die ohne Beſtimmtheit und Tüchtigkeit heute begehrt, was ſie morgen verwirft, und im fruchtloſen Ringen zwiſchen Luft und Erde zappelt, hat an dir den eifrigſten Repräſentanten gefunden. Ich bin alt genug und erfahren genug, um

zu wiſſen, daß das Leben der einzige Arzt ſei, der in dieſer Krankheit zu helfen vermag — ihm überlaſſe ich dich alſo, mit dem Wunſche, daß du durch ſeine Hülfe recht bald geſunden mögeſt. Was du von Bornklau, von getäuſchten Hoffnungen, von geſpannten Verhältniſſen ſchreibſt, das ſind zum Theil wohl auch nur Träume deiner reitzbaren Einbildungskraft, die bei dir von jeher den Verſtand überwältigt. Bornklau kenne ich als einen ruheloſen Feuerkopf, wie dich, und es wird meine Sorge ſeyn, die zweckdienlichſten Mittel auszuwählen, um Euch beide zu zähmen, bis Ihr Euch endlich mit Selbſtſtändigkeit und Kraft in Eure Lage zu ſchicken lernt."

Schweigend gab ihm Sophie den Brief zurück. Er ſah eine Thräne in ihrem ſchönen Auge. „Wem gilt dieſe Thräne" — fragte er ſchmerzlich — „dem Glücklichen, der ſo früh gefunden hat, was mir nie — nie zu Theil werden wird — treue Freunde und ein Herz voll Liebe — oder dem Unglücklichen, der vereinzelt und troſtlos daneben ſteht, und deſſen größtes Elend es iſt, daß das ſeine auch fremdes nach ſich zieht?"

„Sie gilt Beiden", — entgegnete Sophie, und wagte es nicht, ihm die Hand zu entziehen, die er ergriffen

hatte. Da öffnete ſich die Thüre raſch und ungeſtüm, Bornklau trat herein, ſichtlich verſtört und entflammt. „Sieh da, Herr Rittmeiſter" — rief er mit gepreßter Stimme — „ich ſtöre wohl, doch ich muß dringend mit Ihnen ſprechen. Das Fräulein wird erlauben, daß ich ihr den intereſſanten Geſellſchafter auf einige Augenblicke entreiße". „Was iſt vorgefallen" — rief Sophie aufſpringend, von Bornklau's Heftigkeit das Äußerſte befürchtend.

„Dienſtesſachen" — entgegnete dieſer, ſo kalt als möglich, — „auf Ehre nur Dienſtesſachen, darum beruhigen Sie ſich Fräulein, und geſtatten Sie" —

„Wohlan, verſetzte Sophie — ich will Ihnen glauben, Bornklau, und ich laſſe Sie allein" — aber — ſetzte ſie an der Thüre, wohin er ſie begleitet, hinzu — „bedenken Sie, daß alles Gewaltſame uns nur noch mehr vom erſehnten Ziele entfernt." —

Die Warnung ſchien wenig zu fruchten, denn die gewaltſam unterdrückte Glut loderte jetzt mit doppelt hellen Flammen in Bornklau's Antlitz empor, als er zu Friedrich zurückkehrte.

„Ich habe bisher" — begann er mit blitzenden Augen — „jede Gelegenheit zu einer nähern Berührung zwiſchen uns abſichtlich vermieden, ſo ſehr ich auch Urſache

dazu finden mußte, und Sie ſelbſt, Herr Rittmeiſter, werden mir das bezeugen können. Jetzt aber, da meine Ehre mit in das Spiel gezogen wird, kann, darf und will ich nicht länger ſchweigen."

„Erklären Sie mir" — frug der Baron erſtaunt.

„So eben" — unterbrach ihn Bornklau — „iſt der Oberſt zurückgekehrt, und wie ich aus ſicherer Hand erfahren, — aber" — unterbrach er ſich ſelbſt — „ich ſage Ihnen ja nichts Neues. Morgen iſt Wachtparade, und vor dem Officiercorps wird man mir mein ungeziemendes Benehmen gegen Sie verweiſen."

„Hier iſt ein Irrthum" — rief Friedrich, ſichtbar ergriffen, und mit einem Blicke die traurigen Folgen dieſes Vorfalls überſehend.

„Ihre Reue kommt zu ſpät" — fuhr Bornklau immer erregter fort — „Herr, Sie haben nicht allein mein Glück, Sie haben die Liebe zweier Herzen um einer augenblicklichen Laune willen zerſtört, die ſich Ihrer bemeiſterte. Doch das war Ihnen nicht genug, ſtatt Unannehmlichkeiten auszugleichen, die unter dieſen Verhältniſſen nicht zu vermeiden waren, führen Sie darüber heimlich und bübiſch Klage — das aber war nicht nur unbeſonnen, es war auch ſchlecht!"

„Bornklau!“ ſchrie Friedrich auf, und griff nach dem Säbel. „Geduld“, entgegnete Jener, ihn zurückhaltend — „Morgen, nach der Parade, treff' ich Sie auf Ihrem Zimmer, dann das Weitere.“

Der Eintritt des Oberſten unterbrach dieſes Geſpräch.

„Sie hier, meine Herren?“ begann er nach einer Pauſe ſichtlich betroffen, und Beide ſcharf fixirend, doch ſie hatten ihre äußere Ruhe ſchnell genug gewonnen, um jeden Verdacht zu entfernen.

„Herr Lieutenant“ — begann er nach kurzem Überlegen zu Bornklau, ihm eine verſiegelte Ordre überreichend — „haben Sie die Güte und beſorgen dieß ſogleich. In einer halben Stunde erwarte ich darüber Ihren Rapport. Sie, Herr Rittmeiſter, „fuhr er gegen Friedrich fort — „bleiben.“

Der Oberſt ging nach Bornklau's Entfernung einige Mal ſchweigend durch's Zimmer. Endlich, mit einer raſchen Wendung gegen Friedrich fragte er: „Haben Sie gegen Ihren Oheim des Verhältniſſes mit Bornklau erwähnt — Klage darüber geführt?“

„Ich kann es nicht läugnen“ — entgegnete Friedrich feſt — „aber“ —

„Genug“ — unterbrach ihn Wallberg kalt, beinahe hart — „Sie wechſeln die Farbe, Herr Rittmeiſter, und ſind unwohl; gehen Sie nach Hauſe; ich entſchuldige Sie, wenn Sie bei der morgigen Parade nicht erſcheinen!“

Als ſich Friedrich, nach langer Zeit, auf ſeinem einſamen Zimmer wieder fand, ergoß ſich ſein ganzes Innere in folgenden Zeilen, die er an einen Jugendfreund in die Heimat richtete, zu welchem ihn jetzt herbe Erfahrungen zurückführten, da er ihn während der Tage des übermüthigen Glückes vernachläßiget und zurückgeſtoßen hatte.

„Aus dem weiten Oceane, nach deſſen unergründlichen Tiefen ihn Sehnſucht und Unruhe getrieben, wo ſeine Phantaſie glückſelige Inſeln, heitere Meeresfahrten und tiefen Frieden nach großen Stürmen träumte, flüchtet ſich der geſtrandete Schiffer auf armſeligem Brete nach dem Fleckchen Erde zurück, das ihn geboren, und nach dem er jetzt eben ſo brünſtig zurückblickt, als er es treulos und hochmüthig verlaſſen hat. So kehr' auch ich zu dem Herzen zurück, das meine Jugend erwärmt hat, das ich unſtätt und ſchwankend verließ, und deſſen Lebe-

wohl ich ſogar verſchmähte, als mich's forttrieb zur gefährlichen Fahrt."

„Es war am 22. Jänner — Ernſt, welch ein Zufall! Heute ſind's gerade zwei Jahre — da wir Beide uns trennten. Von unſern gemeinſchaftlichen Reiſen zurückgekehrt, dachteſt du ernſthaft daran, deinem Streben nunmehr ein beſtimmtes Ziel zu geben. Feſter Wille und männliche Ausdauer ließen dich bald deinen Zweck erreichen, ein ſchöner Wirkungskreis ward dir aufgethan, ein liebenswürdiges Mädchen, herausgebildet wie du ſelbſt, ſank in deinen Arm als Braut. Da kamſt du in der Freude deines Herzens zu mir, den es dir am Erſten nannte, um ſie mit mir zu theilen. Unentwickelte und halbe Ideen von Menſchenleben und Menſchenglück, die meine Hartnäckigkeit nicht laſſen wollte; irre Gebilde einer ungeregelten Phantaſie; thörichter Stolz und Hochmuth, begleitet von innerer Unzufriedenheit, hatten mich ganz vereinzelt. Eine ſchreckliche Leere, die ich mit Nichts auszufüllen vermochte, mattete mich ab; ich fühlte den Drang, mich anzuſchließen, und ſtieß doch Alles wieder ſchroff und herb von mir hinweg; ich wollte mich beſchäftigen, aber es fehlte mir die Ruhe dazu. Meine Stimmungen wechſelten mit dem Augenblicke; bald war ich

ſentimental, bald ironiſch, bald alltäglich. Nichts aber vermochte mich in eine ſchlimmere Laune zu verſetzen, als der Anblick einer Abgeſchloſſenheit und Willenskraft, die ich ſelbſt nicht beſaß."

„So empfing ich deine herzliche Eröffnung mit jener Bitterkeit, in der ich gewöhnlich nur mich ſelbſt verhöhnte; ich ſteigerte in der Hitze des Geſpräches den Spott immer mehr, riß Alles, was dir lieb und theuer herab in meinen eigenen Staub, ja ich ſchonte ſelbſt deiner Liebe nicht, und wagte es, den Gegenſtand derſelben zu ſchmähen. Nie vergeß' ich den Blick, mit dem du da von mir ſchiedeſt, nie die Worte, mit denen du aus meinem Zimmer trateſt: „Unglücklicher — ſprachſt du — „deine Schmähungen treffen dich, nicht mich, du haſt den letzten Freund um einer Laune willen aufgeopfert, ſo gehe denn einſam durch das reiche Leben, für dich wird es ewig arm bleiben!" — Jetzt, Ernſt — zu ſpät, erkenn' ich die Wahrheit deiner Worte! Was iſt aus mir geworden? Mit all meinen Anſprüchen auf Glück, mit all den ſchönen Ausſichten in eine herrliche Zukunft? — Herzen, die mir entgegen kamen, hab' ich zurückgeſtoßen, um mich in die Arme derer zu flüchten, die mich haſſen — einen Wirkungskreis, der mir alles eröffnete, wonach

ſich mein unbefriedigter Geiſt nur ſehnen konnte, habe ich muthwillig verlaſſen. Könnteſt du mich ſehen, wie ich in träger Einförmigkeit von einem Tag zum andern fortträume, da mir ſonſt die raſcheſte Mannigfaltigkeit nicht genügte; wie ich mich fruchtlos abmühe, mir Menſchen zu gewinnen, die ich ſonſt kaum eines Blickes gewürdigt hätte; wie ich die Neigungen und kleinen Liebhabereien der beiden einzigen weiblichen Weſen meines Aufenthaltes, denen ich mich anſchließen kann, mit einer Emſigkeit ſtudiere, gegen die ich mich ſonſt unter den erſten Schönheiten der Reſidenz mit allen Waffen des herbſten Witzes wehrte — du hätteſt Mitleid mit dem Unglücklichen, den ſeine eigene Verkehrtheit ſo beſtraft!"

»Und das Ende dieſes Treibens? — Morgen wird es ſich vielleicht entſcheiden, ob ich als Flüchtling die Welt durchirren, oder, ein Opfer meiner Thorheit, in voller Jugendkraft vom blühenden Leben ſcheiden ſoll. — Eins von beiden traf wahrſcheinlich deinen Freund, wenn du dieſe Zeilen lieſt, und in dem Augenblicke, wo er ſie niederſchreibt, tröſtet ihn nur Dieß, daß du ihm vergeben, und glücklicher ſeyn wirſt, als er!" —

Dem Briefe ſchloß Friedrich ſein Teſtament bei, worin er die Hälfte ſeines großen Vermögens dem Freun-

de, die andere Hälfte Sophien und ihrem Verlobten vermachte.

Mit klingendem Spiele zogen des andern Morgens die Kameraden an Friedrich's Fenſter vorbei. Derſelbe luſtige Marſch, der ihm noch vor Kurzem ſo lockend entgegen tönte und fortzog „in die weite Welt", ſchlug wieder an ſein Ohr, doch, wie verſchieden war der Eindruck, den er jetzt auf ſein Herz machte!

Die bunten fröhlichen Geiſterchen, die ihn damals umſchwirrten, hatten der ernſten Wirklichkeit Platz gemacht, und der ſchmetternde Ruf in's muntere Leben klang nun wie die langgezogenen Poſaunenſtöße einer Leichenfeier.

Tiefe Stille folgte dem kriegeriſchen Lärm, doch um ſo lauter ſprach Friedrichs erregte Phantaſie. „Jetzt tritt der Oberſte vor die Fronte — flüſterte ſie ihm zu — jetzt umringen ihn die Officiere — man hat bereits deine Abweſenheit bemerkt, und ſich luſtig genug darüber gemacht — dort ſteht Bornklau — getäuſchte Hoffnungen und gekränkte Ehre blicken kummervoll aus den ernſten Zügen ſeines männlich ſchönen Antlitzes — der Chef winkt ihm — tiefes Schweigen rings umher — ſelbſt der ſtrenge

Mann ſtottert, und trifft nicht die rechten Worte, die den angreifen ſollen, den er ſchätzt und liebt — und dieß Alles, Alles deinerwegen!"

Gewaltſam riß ſich Friedrich von dieſen Bildern los; er wollte ſich zerſtreuen, er unterſuchte ſeinen Säbel, lud ſeine Piſtolen — umſonſt — die anklagende Stimme konnte er damit nicht zum Schweigen bringen — ſie ſprach nur um ſo lauter und heftiger.

Nach einer endloſen Stunde trat endlich Bornklau ein.

„Es iſt geſchehen — begann er finſter — Sie haben Ihren Willen durchgeſetzt, Herr Baron, laſſen Sie mir nun den meinen."

„Bornklau" — rief Friedrich ſchmerzlich — „wenn Sie wüßten" —

„Nun?" frug Jener kurz.

„Hat Ihnen Sophie nicht geſagt?"

„Daß Sie mir auch ihr Herz geraubt? O dieſe Erinnerung gehört zum Ganzen! Kein Wort mehr, laſſen Sie uns die Waffen wählen."

„Haben Sie auch die Folgen dieſes Schrittes überdacht?" warnte Friedrich noch einmal.

„Ich weiß Alles — fürchte Nichts — doch Sie" — Friedrich ſchwieg eine Weile.

„Sie ſind der Beleidigte — ſprach er nach einer Pauſe — wählen Sie die Waffen!"

„So ſei es der Säbel", — entgegnete Bornklau raſch, zog den ſeinen und ſtellte ſich in Poſition.

Schon hatten ſie mehrere Gänge ohne Erfolg gemacht, Bornklau's Ausfälle wurden immer hitziger, und Friedrich hatte Mühe, ihn und ſich zu ſchonen. Jetzt hörten ſie Geräuſch auf der Treppe, der Baron erſchrack. „Man kommt!" rief er, und in demſelben Augenblick durchbrach ein Hieb des Gegners ſeine Parade, und fuhr tief in ſeine rechte Seite.

„Es iſt genug!" — ſeufzte er, zuſammenſtürzend — „fliehen Sie, ſonſt wird's zu ſpät!"

Schon klopfte man an die Thüre; der Unglückliche ſchien ſich noch zu beſinnen. Da bat Friedrich dringender: „denken Sie an Sophien — fliehen Sie!"

Erſchüttert faßte Bornklau ſeine Hand, drückte ſie feſt, und ſprang dann zum Fenſter hinaus, das ziemlich nieder, auf das Feld führte.

Jetzt verſtärkte ſich das Pochen. Es war der Oberſte, der Einlaß verlangte, und endlich die Thüre zu erbrechen drohte, wenn nicht willig geöffnet würde. Ein leiſes Weinen und Schluchzen, welches dieſe Drohun-

gen begleitete, ſchien Sophiens Gegenwart zu verrathen. Mit Anſtrengung der letzten ſinkenden Kräfte raffte ſich Friedrich auf, und ſchleppte ſich bis zu ſeinem Bette, in das er ſich warf, die ſtark blutende Wunde ſo gut als möglich mit ſeinem Tuche verhaltend.

Kaum war er damit fertig, als die ſchwache Thüre einem ſtarken Fußtritt wich, und Herr von Wallberg eintrat.

Sophie hing an ſeinem Arm, Thränen in den ſchönen Augen, blaß wie der Tod.

„So iſt meine Vermuthung leider beſtätiget", rief der Oberſte, den die Spuren vergoſſenen Blutes und Friedrichs Säbel ſogleich auf die Wahrheit führten — „Wem ſoll ich mehr beklagen — den Entflohenen oder den Zurückgebliebenen?"

Er trat zu dem Letztern. Friedrich vermochte nicht zu antworten, bleich und ſtumm lag er da, in tiefer Ohnmacht, die verhüllende Hand war von ſeiner Wunde geſunken, und heiß ſprudelte der rothe Quell aus derſelben hervor.

„Himmel, er ſtirbt!" — jammerte Sophie, und riß, Alles vergeſſend, ihr Tuch herab, mit zitternden Händen bemüht, den Bewußtloſen zu verbinden.

Ein Wink des Oberſten hieß inzwiſchen den Bedienten nach dem Wundarzte eilen; mit ſanfter Gewalt zog

er dann Sophien zurück, und bat ſie, nach Hauſe zu kehren, indem ſie dieſer Anblick allzutief ergreife.

Doch das Mädchen hörte ihn nicht. Es war zum erſten Mal, daß ſie ein blühendes Leben, deſſen friſches und kräftiges Walten ſie geſtern noch erfreute, mit dem Tode ringen, daß ſie Blut aus einer offenen Wunde ſtrömen ſah. Wie oft hatte ſie Ähnliches in Romanen geleſen, aber wie ganz anders war jetzt das Gefühl der Wirklichkeit. Eine unendliche Liebe für den Sterbenden bemächtigte ſich in dieſem Augenblicke ihres Herzens; es ſchien ihr, daß mit ihm auch alles Glück der Zukunft ſcheiden werde, ja, daß ſie dieſes willig und gerne hingeben könne, wenn nur er dadurch gerettet würde. Dieſe Liebe war mit einer bittern Erinnerung an Bornklau verbunden, welcher als der Mörder eines Mannes vor ihr ſtand, deſſen eigentlichen und vollſten Werth ſie erſt jetzt zu erkennen glaubte.

Sie erſtaunte über ſich ſelbſt, daß ſie dem Grämlichen und Argwöhniſchen jemals hatte geneigt ſeyn können, ſie gelobte ſich's in dieſem heiligen ernſten Momente, ſein Andenken aus ihrer Bruſt zu reißen, und das Bild deſſen dafür hineinzunehmen, der ihr eines ſolchen Platzes würdiger erſchien.

In ſolchen widerſprechenden Gedanken und Empfindungen, welche ſich nur zu deutlich als die Frucht einer ſchwankenden Halbbildung darſtellen, ward Sophie von dem eintretenden Wundarzt unterbrochen.

Er unterſuchte die Wunde; ſie ließ es ſich nicht nehmen, dabei zu bleiben, wie ernſthaft auch ihr Vater auf ihre Entfernung drang.

„Der harte Mann!“ — klagte ſie, als der Chirurg nun mit feſter ſicherer Hand mit voller Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit, an's Werk ging, und entſetzt ſchrie ſie auf, wie der Kranke unter der ſchmerzlichen Berührung zu ſtöhnen und zu ſeufzen begann. Da fielen ſeine matten halbgeöffneten Augen auf die ſchöne Mitleidende; er ſchien ſie zu erkennen, ſchien ſprechen zu wollen; ein wehmüthiges Lächeln flog über den blaſſen Mund. „Friedrich!“ rief ſie mit überſtrömenden Augen, doch der Oberſt zog ſie gewaltſam zurück.

Der Verband war fertig. Der Arzt erklärte die Wunde für gefährlich, doch nicht für tödtlich, und empfahl vor Allem die größte Ruhe.

Nun ordnete Herr von Wallberg Alles an, um den Kranken, ſobald es deſſen erſchöpfter Zuſtand erlauben würde, in das nahe Militärſpital bringen zu laſſen, für

deſſen treffliche Einrichtung der würdige Vorſteher und ſo mancher Gerettete bürgten. Sophie wollte darüber verzweifeln; ſchon der Name Spital machte ſie ſchauern. Sie hatte bereits ſich überredet, der Vater werde Friedrich in ſein Haus nehmen, ſie wachte bereits in Gedanken bei dem Armen — ſie pflegte und ſorgte für ihn; aus ihren Händen empfing er ſeine Arznei, durch ihre Hände ging ſein Verband, manch inniger Blick des Dankes ward ihr dafür, und der Geneſene ſank, überwältigt von ſo viel Güte und Theilnahme, mit dem Geſtändniße ſeiner Liebe zu ihren Füßen.

Dieß alles ſollte nur ein ſchöner Traum geweſen ſeyn, denn Friedrich lag noch immer auf dem Siechbette, und der Vater erklärte ſehr ernſt, daß er ihn als einen Gefangenen betrachten müſſe, der unter dieſen Umſtänden nur, um nach den Geſetzen behandelt zu werden, die Zimmer ſeines Chefs betreten könne. Dabei gab er der Weinenden nicht undeutlich ſeine Mißbilligung über dieſe plötzliche Änderung ihrer Geſinnung zu erkennen, und malte ihr die Gefahren, welchen der flüchtige Bornklau ausgeſetzt war, dem er eben nachſetzen ließ, mit ſcharfen Farben aus. Doch ſie hörte nicht.

Am Abende deſſelben Tages ſchlug Friedrich zum erſten Mal ſeine Augen wieder mit Bewußtſeyn auf. Er ſah ſich in einem ziemlich geräumigen und freundlichen Zimmer, das von einer Lampe erhellt wurde, und deſſen Äußeres ihn ſogleich ein Krankengemach erkennen ließ. Arzneiflaſchen und Tiegel umgaben ihn; zu ſeiner Seite ſchlummerte eine alte Wärterinn, und aus einem zweiten Bette, das dem ſeinen gegenüber ſtand, ſchloß er, daß er noch einen Stubenkameraden haben müſſe, aber vergebens ſuchte dieſen ſein Blick.

Jetzt regte es ſich plötzlich in dem entfernteſten und dunkelſten Winkel des Gemachs; eine lange Geſtalt ſchritt leiſe und gemeſſen auf ſein Lager zu, und blieb endlich ſtumm und unbeweglich vor demſelben ſteh'n. Die Lampe warf ihr volles Licht auf die ſeltſame Erſcheinung, die Friedrich eben ſo unverwandt anſtarrte, als er ſie.

Der Fremde war ein junger hochgewachsner ungemein hagerer Mann, ſeinen Leib verhüllte ein weiter faltiger beblümter Schlafrock, eine lange ſpitzige Federmütze, deren Zipf mit einem roſenrothen Bande verziert war, bedeckte ſein Haupt, rabenſchwarze Haare quollen hie und dort daraus hervor, und umſchatteten ein Antlitz, bleich und eingefallen, wie das des Todes, nur von

zwei kleinen ſtechenden Augen belebt, die mit der goldnen Brille zur Wette funkelten, durch die ſie hervorblitzten.

„Wieder Einer" — ſeufzte jetzt der Unbekannte — „der ſich von der Erbärmlichkeit des Lebens nicht trennen kann, und den ich zu früh glücklich pries. Verſtehen Sie mich recht mein Herr" — fuhr er fort, da er Friedrich's Staunen bemerkte — „zwar hat auch Solon ſchon etwas Ähnliches mit ſeinem Nemo ante mortem beatus gemeint, und ich ſelbſt beſitze eine Doſe, ein Etui, und ein Barbiermeſſer, worauf dieſer Spruch zierlich zu leſen; aber ich mein' es anders. Sehen Sie, eben weil Solon und ich den nämlichen Gedanken gedacht, preis ich denjenigen glücklich, der überhaupt gar nichts mehr denkt, alſo den Todten. Oder gibt's, frag' ich, eine elendere Exiſtenz, als die unſere, die immer dorthin geht, wohin ein anderer ſchon längſt gekommen iſt, und bleibt's nicht entſetzlich, daß Alles ſchon gethan, geſchehen, daß die Welt fix und fertig iſt, daß ich mich alſo blos deßwegen niederlege, aufſtehe und anziehe, blos deßwegen frühſtücke, mittagsmahle und zu Abend eſſe, um wieder durſtig, hungerig, ſchläfrig zu werden, und mich wieder auszuziehen? — O wären Sie doch lieber geſtorben, mein Beſter — doch nein! Auch das Sterben iſt etwas ganz alltägliches!" —

„Wo bin ich?“ — fragte Friedrich nach einer Pauſe, den dieſe wunderliche Geſtalt ganz aus der Faſſung brachte.

„Welche Frage!“ rief der Mann im Schlafrocke dazwiſchen, „wie verbraucht — wie alltäglich! Jede Theaterprinzeß ächzt, wo bin ich? wenn ſie aus der Ohnmacht erwacht, in die ſie das Schlagwort des Intriguants verſetzte, — o wären ſie lieber geſtorben — ich wiederhol' es, ſo ſehr ich alle Wiederholungen haße!“

„Aber in meiner Lage — entgegnete der Baron, — find ich dieſe Frage ganz natürlich!“

„Allerdings in Ihrer Lage, denn die iſt eben ſo gewöhnlich. Pfui, mein Herr! Wer wird ſich jetzt noch duelliren?“

„Weh mir!“ — ſeufzte Friedrich, in welchem nun die volle Erinnerung an das, was geſchehen war, erwachte.

„Über die ewigen Nachahmer! oder ſchlug ſich nicht ſchon beim Anbeginn der Schöpfung Kain mit dem Abel? — Hätten Sie mit Ihrem Gegner eine Partie Schach um Ihr Leben geſpielt, — Würfel ſind ſchon verbraucht — dann wollt' ich's mir noch gefallen laſſen: ſo aber bedaure ich nur Eins, daß Sie in einem Zimmer mit mir ſchlafen.“

„In der That, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich zu dieſer Ehre komme.“

„O ſchön! es wird immer beſſer. Sprechen wir nicht gefälligſt vom Wetter? — Es ſchneit zwar etwas, doch wir brauchen Schnee, denn die Felder liegen brach in dieſer ungeheuern Kälte, und künftigen Sommer wirds deſto heller und wärmer werden. — Ja, ja — ſo geht's in der Welt! Aber decken Sie ſich doch zu, Verehrteſter — wie leicht könnten Sie ſich erkälten. — Beliebt eine Priſe?" — Er both ihm ſeine Doſe mit einem Geſichte, das ganz zur bittern Ironie geworden.

„Herr" — fuhr nun Friedrich unwillig auf, — „was ſoll dieſe Myſtification?"

Der Mann mit dem Schlafrocke ſtarrte ihn ſchweigend und ſeltſam lächelnd an.

„Unverſchämtheiten duld' ich nicht!" fuhr der Erzürnte fort.

„Endlich!" — jubelte ſein Gegner, indem er ſich vergnügt auf einem Fuße umdrehte, daß der Pantoffel des andern weit in eine Ecke flog, und ſein Schlafrock ein Rad bildete.

„Sie ſind ein Narr!" — eiferte der Baron, immer erregter, und wollte ſich im Bette aufſetzen.

„Dafür muß ich Sie küſſen, Liebſter" — rief der Andere, mit ausgebreiteten Armen auf ihn zuſtürzend —

„es haben mir's ſchon Viele verſichert, und immer tröſtet mich dieſer Ausſpruch in meinen tiefſten Leiden."

Die erwachende Wärterinn drängte ſich jetzt zwiſchen den Kranken und ſeinen neuen Freund, indem ſie den letztern über ſeine Zudringlichkeit auf das Heftigſte ſchmähte. „Ich werde es dem Herrn Doctor melden" — drohte ſie erbittert — „keinen Augenblick ſollen Sie mir länger hier bleiben; für Ihres Gleichen iſt noch Platz genug im runden Thurme, denn, daß Sie's nur wiſſen, Herr Storax, dahin gehören Sie!"

„Storax?" — fragte Friedrich aufhorchend — der Nahme dünkte ihm ſehr bekannt.

„Auch du, Ancilla!" — ſchrie jener dagegen, und ging mit langen Schritten, mit weit ausgebreiteten Armen auf das Mütterchen zu — „ich hab's einmal geſchworen, Jeden zu herzen, der mich für einen Narren erklärt — alſo" — Entſetzt ſprang die Wärterinn zurück, feierlich und langſam folgte ihr Storax, bis ſie, an die Thüre gedrängt, dieſe ſchnell öffnete, und entfloh. Der Baron mußte trotz ſeines traurigen Zuſtandes über dieſes ſeltſame Schauſpiel laut auflachen.

„Wiſſen Sie nun, wo Sie ſind?" — frug ihn der Zurückkehrende mit ernſter Miene, aus der jedoch der Schalk noch immer hervorblickte.

„Ich vermuthe es" — ſeufzte Friedrich.

„Im Gaſthofe zu den vier Bettſäulen, auf der letzten Lebensſtation, wo Einem der Wirth, wie in jeder andern, den Puls fühlt; — in einer kleinen Welt, wo's hergeht, wie in der großen, wo's ganze Diät und ganze Portionen, arme Schlucker und reiche Praſſer gibt, wo man ſich um die Fettaugen auf der Suppe beneidet, und um das Viertelchen Wein haßt, wo der Weiſe in der Geſindeſtube unter dem übrigen Pack ſich krümmt, während der Narr auf ſeiner eigenen Kammer herumſtolzirt, und ſich bedienen läßt — kurz, mein Werther, Sie befinden ſich gegenwärtig auf No. 20 des hieſigen Spitals."

„O Himmel, im Spital!" ſtöhnte Friedrich, und der Gedanke, daß dieß vielleicht das Ziel ſeines Strebens ſeyn werde, die Erinnerung an die Vergangenheit, die den Vergleich mit der Gegenwart herbeiführte, erpreßte ihm männliche Thränen.

„Mäßigen Sie Ihren Schmerz" — begann Storax, nach einer Pauſe tröſtend — „denken Sie, wie ich: Iſt denn die ganze Erde nicht auch ein Spital und das Leben eine unheilbare Krankheit, und riecht nicht alles nach Sterblichkeit? — den letzten Gedanken hat zwar ſchon Shakespeare gehabt, aber der erſte Vergleich gehört für

jetzt noch mir allein. Oder was ſind unſere höchſten Freuden anders, als die Freuden des Spittlers, dem ſein Arzt ſtatt des Waſſercompots Braten erlaubt?"

„Und was iſt ihre Philoſophie anders, als Spitalphiloſophie?" unterbrach ihn der Baron bitter.

„Und ihre Kritik, Spitalkritik" — fuhr Storax haſtig fort — „und unſer Verſtand Spitalverſtand — das wollt' ich ja eben beweiſen!" — Er hielt inne, und Friedrich ſchwieg, düſter vor ſich hinſtarrend, denn er mußte ihm ja Recht geben.

Mit einer feierlichen Rührung, die man ihm kaum zutrauen mochte, begann Storax nach einer Pauſe wieder, indem er die Brille in die Höhe ſchob, daß ſeine ſcharfen geiſtreichen Augen frei flammten. „Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ich das Leben und ſeine ernſte Beſtimmung, ſeine Schönheit, verkenne. Gab's je Einen, der mit kindlichem Vertrauen nach ihm langte, ſo war ich's; hat je Einer die Arme ſehnſüchtig nach der heitern Göttinn ausgeſtreckt, ſo war ich's; trat je Einer mit vollem Vertrauen, mit ganzer Hingebung in ihren Zauberkreis, ſo war ich's; doch, als ich ſie nun mit dem ganzen Feuer jugendlicher Begeiſterung an mein Herz drücken wollte, da hatt' ich einen ſchönen Leichnam umſchlungen, in dem

kein Pulsſchlag, in dem kein Glied ſich regte, der keinen Athem, kein Lächeln und keine Thränen hatte, der mit todten Augen mich anſtarrte, und Eiſeskälte in meine warme Bruſt jagte.” —

„Seltſamer Menſch, wer ſind Sie?” — fragte jetzt Friedrich, durch dieſen Ernſt doppelt angereizt, den er der ganzen Erſcheinung nicht zugetraut hatte.

„Ein unſelig Mittelding von Engel und von — doch, Haller ſagt's ja ſchon — ein Ikarus, ein Tantalus, ein Siſyphus — verdammt ſey dieſer abgenützte mythologiſche Tröddel! — ein Weſen, das einen unwiderſtehlichen Drang in ſich verſpürt, Papier zu falzen, Federn zu ſchneiden, Tinte zu verbrauchen, um das mit andern Worten wieder niederzuſchreiben, was ein Erſter, Zweyter, Dritter bereits vor ihm niedergeſchrieben:

Und wenn es glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken —

aber keine neuen, denn ſelbſt dieſer, z. B. gehört Göthe zu. — Einer von denen, die wie der Koch Andhrimer, im nordiſchen Mythos, in dem Keſſel Endhrimer das Schwein Sährimer kochen, das jeden Abend wieder lebendig wird — gerechter Himmel, da haben wir nun Jean Paul! —

kurz, Theuerſter, erſchrecken Sie nur nicht — ich bin — ein Poet!"

„Wie" — rief Friedrich mit frohem Erſtaunen — „Sie wären alſo jener Storax, von dem ich ſo manches Geiſtreiche geleſen — jener treffliche Mann, deſſen Bekanntſchaft zu machen ich längſt wünſchte."

„Und deſſen Bekanntſchaft Sie nun gewiß auf die unerwartetſte Weiſe von der Welt machen. Derſelbe!"

„So ſind Sie mir tauſend Mal willkommen! Aber wie um's Himmelswillen kommen Sie hieher?"

„Ei nun, wie man als kränklicher Regiments-Auditor in ein Spital kommt — auf die gewöhnlichſte Art."

Ein leiſes Klopfen an der Thüre unterbrach dieſes Geſpräch. Storax, der die Wärterinn vermuthete, wollte Anfangs nicht öffnen, doch nun ward eine ſo wohlklingende Stimme laut, die um Einlaß bat, daß unſer Dichter dieſem Zauber nicht wiederſtehen konnte, und ſchnell öffnete, nachdem er noch früher in dem Spiegeltrümmerchen, das am Fenſter lehnte, eiligſt Toilett gemacht hatte. Friedrich fühlte ſich, er wußte ſelbſt nicht warum, durch den fremden unvermutheten Beſuch beunruhigt, und ſchaute ihm, halb aufgerichtet, mit ängſtlicher Spannung entgegen.

Jetzt trat, ſchüchtern und verwirrt, eine dicht verhüllte weibliche Geſtalt ein. Bey Storax Anblick, der ihr mit etwas verlegener Galanterie einen Stuhl bot, und nach ihren Befehlen fragte, bebte ſie ſichtlich erſchreckt zurück, und mit dem Ausrufe: „Verzeihen Sie, ich bin irre gegangen" — wollte ſie ſich wieder entfernen, doch eine faſt unwillkührliche Wendung, die ſie dabei gegen Friedrich machte, und das unverkennbare Erſtaunen des Letztern bey dem Klange ihrer Stimme, ließen dem Gewandten bald den ganzen Zuſammenhang entdecken. Mit einer leichten Verbeugung, in der ſich aber ein ganz kleiner Anflug von Ironie nicht verkennen ließ, ſchnitt er der Dame den Weg zur Rückkehr ab, indem er ſich ſelbſt entfernte.

Zögernd und zitternd ſtand dieſe jetzt in der Mitte des Zimmers; endlich, einen feſten Entſchluß faſſend, eilte ſie zur Thüre, ſah noch einmal hinaus, warf dann Mantel und Schleier hinweg, und näherte ſich haſtig dem Baron.

„Sophie!" — rief dieſer, auf das Höchſte erſtaunt — „iſt's möglich — Sie hier?"

„Glauben Sie mir" — ſchluchzte das Mädchen, erſchöpft in den großen Stuhl der Wärterinn ſinkend — „ich konnte nicht anders — ich mußte! — Der Zug des

Herzens trieb mich unwiderſtehlich fort — und nicht wahr, Friedrich, Sie ſind zu edel, um dieſen Schritt zu miß- deuten?"

„Mein Fräulein" — ſtammelte der Überraſchte — „Sie beſchämen mich — aber noch immer begreife ich nicht." —

„Wir müſſen ſcheiden, ach, eine innere Stimme ſagt es mir, auf ewig ſcheiden — mein armer Vater" —

„Nun?" rief Friedrich erſchrocken.

„Der ehrenvolle Ruf, den er nach der Reſidenz er- halten hat, wohin wir Morgen ſchon abgehen, iſt nichts als ein Vorwand, und kein anderer, als — o ich Un- glückliche! — um den edeln Mann in die Hände ſeiner Feinde zu liefern, die ihn einkerkern, die ihn — weh' mir, was wird aus uns noch werden, und an all dem entſetzlichen Unglück bin ich nur, ich allein Schuld."

Ein Strom von Thränen näßte ihre blaßen Wangen.

Der Baron litt mehr als ſie; ſeine Schwäche ließ ihn den wahren Grund dieſer unnatürlichen Heftigkeit und Überſpanntheit nicht erkennen — vergebens wollte er tröſten, er fühlte ſich ſelbſt troſtlos.

Nach einer Pauſe bekam Sophiens Schmerz neue Worte. „Auch Sie, mein armer Freund," fuhr ſie erreg-

ter fort — „werden unſer Schickſal theilen. O warum mußten Sie Ihr leichtes heiteres Daſeyn an mein finſt'res ruheloſes Leben knüpfen! Es ruht ein eigenes Verhängniß auf mir, Alle, denen ich mit einem Herzen voll Liebe das ganze Glück der reichen Welt eröffnen möchte, in den Abgrund meines Jammers zu ſtürzen. Seit meiner früheſten Kindheit war das ſo, ich gleiche einer unheilbaren Kranken — was mich umgibt, muß mit mir leiden, und nur der Tod kann mich retten."

In den übertriebenſten und verworrenſten Ausdrücken klagte ſie ſich nun als die Urheberinn einer Menge von Unheil an. Ihr Vater, verſicherte ſie, würde die Schmach nicht überleben; die kränkliche Mutter müßte allen dieſen Leiden erliegen; Bornklau ſey, nahe an der Reſidenz, aufgefangen worden, und ihn erwarte nun um ihrer Willen das Schrecklichſte; Friedrich endlich ſey, ſie wiſſe das ganz zuverläſſig, zum langwierigen Feſtungsgefängniße verurtheilt. „Bald" — ſo ſchloß ſie, in neue Thränen ausbrechend — „bald werd' ich, allein und einſam mit dem unendlichen Schmerze meines Verluſtes, in der weiten Welt daſtehen, keine glücklichere Vergangenheit wird mich zu tröſten vermögen für die unglückliche Gegenwart, und was die Zukunft mir verſchleiern kann,

ſind nur neue Leiden. Darum, mein theurer Freund, gönnen Sie mir immer den kurzen traurigen Troſt, Sie noch einmal zu ſehen, noch einmal dieſe Hand an mein verwaistes Herz zu drücken, für das ſie ſo ritterlich gekämpft hat — laſſen Sie mich die Überzeugung in die Ferne mitnehmen, daß Sie mir verzeihen!" — Ein leiſes Geräuſch an der Wand neben des Barons Lager unterbrach die Antwort des Letztern; in demſelben Augenblicke ſchob ſich auch das Getäfel zurück, und in der Öffnung erſchien das blaße Geſicht des Poeten. Sophie ſchrie erſchrocken auf, und ſuchte ſich vergebens durch Mantel und Schleyer, die ſie ſchnell wieder umwarf, den ſcharfen Blicken zu entziehen, welche aus der goldnen Brille auf ſie hervorſchoſſen.

„So eben" — begann nun der Dichter — „ſind der Herr Oberſt hier angelangt, um bey der bevorſtehenden Abreiſe die Direction des Spitals abzugeben, und ich zweifle gar nicht, daß dieſelben auch den gegenwärtigen vortrefflichen Herrn Rittmeiſter und reſpective Baron die Ehre Ihres Beſuches erweiſen werden!"

„Mein Vater!" — jammerte Sophie auf — „Was ſoll ich beginnen? Wenn er mich hier trifft!"

„Mutig, theure Freundinn!" tröſtete Friedrich.

„Mein Rath wäre, das Fräulein entſchlöße ſich, mir zu folgen; ich habe mich in Stunden der Muße und der Muſe (denn es iſt eine meiner Eigenheiten, daß ich mich im Raptus immer verkrieche und die geheimſten Winkel ſuche, um meine poetiſchen Eier auszulegen) mit der Lokalität des gegenwärtigen Gebäudes zu genau bekannt gemacht, um nicht dem Tode ſelbſt aus dieſem ſeinen Reiche, ohne daß er's merkt, einen dienſtpflichtigen Unterthan zu entführen — bei der Schönſten der Schönen aber, bei dieſem reichblühenden Leben, auf das er gar kein Recht hat, muß es ja deſto eher gelingen."

„Wo denken Sie hin" — wollte Sophie einwenden, doch Stimmen, die auf den Gängen laut wurden, Schritte, die ſich nahten, unterbrachen ſie, und ließen ihnen keine andere Wahl über. Friedrich ſelbſt, dem ein ſolches Zuſammentreffen aus vielen Gründen ſehr unlieb ſeyn mußte, überwand alle Bedenklichkeiten, Storax ſchob das Bett des Barons ſchnell zur Seite, und ohne Zeit zu einem fernern Abſchied zu gewinnen, nur mit Blicken ſprechend, verſchwand das Mädchen, wie es gekommen, ſammt dem wunderlichen Begleiter. Das Getäfel ſchob ſich wieder zu; der Baron hörte noch ein verworrenes Geräuſch, der gefürchtete Beſuch ging vorüber, ohne ihn

zu ſtören, eine ungewöhnliche Mattheit bemächtigte ſich ſeiner, die Bilder des eben Erlebten und Erfahrenen vermengten ſich mit neuen zu einem bewegten verworrenen Ganzen, und auf der Decke ſeines Himmelbettes ſaß Storax und hielt eine pathetiſche Rede über Spitalsleiden und Spitalsfreuden.

Der Poet lag am andern Morgen ächzend in ſeinem Bette, und die Wärterinn that ſehr ängſtlich und beſchäftigt um ihn. Auf alle ihre Fragen, was ihm fehle, hatt' er nur eine Antwort, er wiſſe es nicht, doch er müſſe ſterben! — Endlich ward ſie ungeduldig, und holte den Arzt, deſſen Erſcheinen Friedrich erweckte. So ward er Zeuge von einer Scene, die ihn unter andern Umſtänden höchlich ergötzt haben würde. Der Medicus nämlich, der nur vier Krankheiten und vier Heilmethoden während ſeiner vierjährigen Feldpraxis kennen gelernt hatte, ward von Storax auf das Unbarmherzigſte mit ſeiner eigenen Folter gequält. Jeder mediciniſchen Floskel, mit welcher derſelbe das Übel ſeines Patienten erklären wollte, ward von dieſem eine andere entgegengeſetzt, ſo, daß er ihn mit ſeiner eigenen Gelehrſamkeit zur Verzweiflung brachte.

Der Medicus ſchlug endlich einen Aderlaß vor, und der Poet meinte: Ja, das hätt' er auch gedacht, doch könn' er ſein Blut nur fließen ſehen, wenn zuerſt fremdes ge- floſſen, drum bat er ihn, früher an ſich ſelbſt einen Ver- ſuch zu machen.

„Senfteig und Meerrettig thun dieſelben Dienſte" — verſicherte nun der Heilkünſtler. Storax bewunderte ſeinen Scharfſinn, und trieb die Wärterinn an, ſchnell den Umſchlag zu bereiten. Als ſie damit kam, ſetzte er ſich behaglich auf ſein Bett, und fragte den Arzt ruhig, an welchem Theile ſeines eigenen Körpers er das Expe- riment machen wolle, denn, was ihn anbelange, ſo wiſſe er recht gut, daß das Zeugs Blaſen zöge, und bevor er nicht geſehen, in welcher Größe, dürf' es Niemand wa- gen, ihn anzurühren; es ſey nur billig und verſtehe ſich von ſelbſt, daß der Medicus ſeinen Patienten mit gutem Beiſpiele vorangehe — gern wollt' er dann nachfolgen.

Mit einem Purgirmittel, das ihm jetzt verſchrieben wurde, machte er's eben ſo, und als der Äsculap in der Verzweiflung wirklich einen guten Schluck von der Arz- nei nahm, um ihn zur Nachfolge aufzumuntern, da drück- te er ihm gerührt die Hand, und bat mit weinenden Augen: „Noch mehr!"

So trieb er's fort, bis die ganze Flaſche ausgeleert, und ihr Inhalt im Magen des Gutmüthigen war. Jetzt jubelte er laut, ſprang aus dem Bette, fiel ihm ſchluchzend um den Hals, und rief: „Nun woll' er ſich auch die kleine Mühe nicht gereuen laſſen, die ihm dieſe Verſtellung gekoſtet, er ſelbſt ſey zwar friſch und geſund, deſto kränker aber ſein hülffertiger Freund, dem er es ſchon lange angeſehen habe, daß er an dem und dem laborire — er nannte dabei eine Menge von Krankheiten, — ſicherlich wäre der Gute auch des Todes geweſen, wenn ſich die Freundſchaft nicht ſeiner angenommen, und die eigene Kunſt zu ſeinem Beſten verwendet hätte."

Nun wüthete der Arzt; er fuhr wie ein Beſeſſener im Zimmer herum, er gelobte Storax die grimmigſte Rache für den hämiſchen Streich, den er ihm geſpielt, er verſicherte, jetzt ſey es ganz klar, was er längſt vermuthet, daß es in dem Poetenhirn rappele, und man müßte darauf denken, ihn in ſichere Gewahrſam zu bringen, um ſich vor ſeiner Tollheit zu ſchützen. Dann, halb ſchimpfend, halb ächzend ſtürzte er endlich zum Zimmer hinaus, von dem ſchallenden Gelächter Storax begleitet.

„Nun ſagt mir nur" — begann jetzt Friedrich —

„was habt Ihr wieder? ſolche Streiche können Euch und mir gleich gefährlich werden.“

„Laßt ihn doch!“ — verſetzte Storax — „bringen ſie mich zu den Narren, ſo mach' ich ſie erſt recht närriſch, dann aber bleibt ihnen nichts, als mich fortzujagen, und das will ich ja eben; aufrichtig geſagt, das Leben hier wird mir ſchon gewaltig langweilig, und da ich mich bei meinem Eintritte ſelbſt für inkurabel erklärt habe — im Grunde bin ich's auch, — ſo muß ich ſchon zu außerordentlichen Mitteln meine Zuflucht nehmen, um wieder loszukommen.“

„Wo aber wollt Ihr hin?“ — fragte Friedrich weiter, das Geſpräch fortſpinnend, um es dahin zu bringen, wo er es zu haben wünſchte.

„Für's Erſte gedenk' ich Euch zu begleiten“ — verſetzte der Poet.

„Mich?“

„Man hat mir geſagt, daß Ihr auf die Feſtung kommt, und da will ich mit.“

„Wär es möglich, hätte Sophie wirklich wahr geſprochen?“ —

„Ich hoff' es wenigſtens, und wünſch' es auch. Zwar

hat das Fräulein zuweilen kurioſe Phantaſien, aber in dieſem Puncte dürfte es doch Recht haben."

„Nein, ſag' ich Ihnen!" fuhr Friedrich hitzig empor — „nein, es kann, darf, wird nicht ſeyn! Spital! Feſtung! das fehlte noch, um dieſes armſelige Leben armſelig zu enden."

„Exaltiren Sie ſich nicht, Liebſter" — unterbrach ihn Storax, wie gewöhnlich die Brille in die Höhe hebend, und ironiſch lächelnd — „es iſt nun einmal ſo, und das Duellmandat leidet keine Ausnahmen."

Es entſtand ein langes Schweigen, das Storax mit der Melodie eines damals beliebten Marſches ausfüllte.

„Was aber macht ſie?" hub endlich Friedrich nach einer Viertelſtunde wieder an.

„Wer?" — frug Storax, die unendlich künſtlichen Variationen unterbrechend, in denen er ſein Thema fortſetzte.

„Wer — Wer! Sie, die Sie geſtern begleitet haben — als ob es noch eine Zweite gäbe."

„Ach ſo, das Fräulein Sophie meint Ihr. Ein andermal erklärt Euch hübſch deutlich, und nicht nach Art der Sonnettenſchreiber, die mit ihren Verſen an Sie die Welt ſo überſchwemmt haben, daß man überhaupt

verzweifeln muß, ſo viele Sie's aufzufinden als damit gemeint ſind, ſelbſt, wenn ich unſ're alte Wärterinn in die Summe mitzähle. Werdet mir nicht ungeduldig, ich komme ſchon auf den punctum quaestionis zurück, und geſteh' Euch gleich meine Schuld ein. In der That, ich habe ganz darauf vergeſſen, daß ſie mir beim Abſchiede etwas für Euch in die Hand drückte."

„Was ſagt Ihr" — rief Friedrich, auf Alles vergeſſend — „Sophie hätt' Euch wirklich" —

„Zum Teufel, wo hab' ich's nur" — entgegnete der Poet, und begann nun, von des Barons Ungeduld gedrängt, nachdem er die weiten Taſchen ſeines Schlafrocks vergebens durchſucht hatte, im Zimmer herumzuſchießen, Alles durcheinander zu werfen, die ganze Garderobe zu muſtern, und ſich zwiſchen Ärger und Lachen auf das Wunderlichſte zu geberden, während ihn ſein Gefährte mit den bitterſten Vorwürfen wegen ſeiner Unachtſamkeit überhäufte. Endlich zog er ein unförmlich großes Portefeuille hervor, kramte lange zwiſchen halbvollendeten Gedichten, hingeworfenen Skizzen, angefangenen Briefen, verdorrten Blumen, vergilbten Bändern herum, und hob endlich mit einem freudigen Rundſprung ein ſorgfältig zuſammen gelegtes Papier empor.

Friedrich entriß es ihm ſchnell und öffnete haſtig. Eine Locke, mit einem ſchon etwas verſchoſſenen Bande fiel heraus.

Entzückt wollte der Baron das theure Pfand an ſein Herz drücken, doch Storax verhinderte ihn.

„Um's Himmels Willen" — rief er — „haltet ein — es iſt nicht die rechte, hier hab' ich die Eure — die mit dem roſenfarbnen Bande — die mit dem grünen gehört ja mein!"

Somit reichte er ihm eine andere Locke. Prüfend hielt ſie Friedrich zuſammen. „Welche wunderbare Ähnlichkeit — ſprach er endlich — fürwahr das ſcheint dasſelbe Haar." —

„Gewiß" — verſicherte Storax — „denn es iſt auf demſelben Kopfe gewachſen."

„Wie — Sophie hätte? — Sie konnte?"

„Ja, ja — auch ich durfte einmal hoffen, aber, Ihr ſeht, meine Hoffnung fängt ſchon an herbſtlich zu werden" — er wies auf das gelbgrüne Band — „und ſo wünſch' ich Euch nur, daß Euer Souvenir länger die Farbe halte, die Farbe der Liebe und Treue."

„Abſcheulich" — zürnte Friedrich, und ſchleuderte

die Locke von ſich — „ich geize nach keiner Gunſt, die ich mit andern theilen muß."

„Ei, Ihr geht übel mit den Zeichen der Freundſchaft um" — ſprach Storax lächelnd, und hob das zierliche Geſchenk mit zwei Fingerſpitzen wieder zierlich auf — „wie könnt Ihr denn dem Fräulein die zarten Empfindungen verargen, die es für eine verwandte Dichterſeele verſpürt? Und wenn Ihr uns gar nichts verſtatten wollt, Ihr Herrn von dem Schwerte, die Ihr meint, Alles ſei nur für Euch geſchaffen — das Vorrecht nehmt ihr uns doch nicht, daß ſchöne Augen zuerſt auf uns haften, nämlich auf unſern Verſen, und alſo bei Weitem länger, als auf Euch; daß ſchöne Lippen zuerſt die Worte nachſprechen, die unſerm innerſten Herzen entſprungen ſind, und daß uns zarte Hände halten und drücken, wenn gleich nur ſchwarz auf weiß, im Maroquinband. Ja, mein Trefflichſter, wie Sie mich hier ſehen, mit den langen Armen und dem dünnen Wuchſe, mit dem blaßgelben Geſichte und der Habichtsnaſe, die ihre Liebhaberei nicht verbergen kann, ſo iſt es mir doch gelungen, dieſes fühlende Herz zu gewinnen. Bornklau war noch nicht bemerkt — Sie trieben ſich noch in den Zirkeln der Reſidenz umher: da ſaß ich ſchon an der Holden Seite, und,

o Seligkeit! und las ihr meine eigenen Verſe vor! Ich diente damals als Auditor im Regimente, hatte natürlich viel mit dem Oberſten zu thun — ein Roman war zu dieſer Zeit von mir erſchienen, der namentlich bei den Leſerinnen vielen Beifall gefunden hatte — der Name Storax prangte in allen Journalen; es war alſo kein Unbekannter mehr, der ſich dem Fräulein mit beſcheidener Bewunderung nahte, der mit ſchüchternen Blicken ein Prachtexemplar ſeines neueſten Werkes in das Arbeitskörbchen der Schönen ſchob. Ihr Götter, mit welchem beſeligenden Blicke ward dieſes Geſchenk aufgenommen, und wie ſüß, wie belebend klang das Lob von den roſigen Lippen, — ſüßer, belebender, als ſtünd' es in der erſten Zeitſchrift Deutſchlands von dem erſten Kritikus Deutſchlands!"

„Glücklicher Storax" — unterbrach ihn hier Friedrich — „ach, das iſt es ja, um was ich Euch Dichter immer beneide."

„Hört weiter! Als nun vollends die Nachricht kam, daß mein neueſtes Trauerſpiel in der Reſidenz mit Beifall gegeben worden ſey, als ich eines Abends mit dem Manuſcripte unter dem Arme meine Freundinn überraſchte, als ich der ſchönen aufmerkſamen Zuhörerinn

Scene für Scene die dichteriſche Schilderung heißer und ſich aufopfernder Liebe vortrug" —

„Haltet ein!" — rief Friedrich angſtvoll aus — „wollt Ihr Euch freuen an meiner Qual?"

„Keineswegs," verſetzte der Poet mit großer Ruhe — „denn in dieſem Augenblicke, wo das ſelige Geſtändniß ſchon auf meinen Lippen ſchwebte, kam mir die ſtockende und bebende Stimme der Geliebten mit einem andern Geſtändniſſe zuvor, nämlich: daß — das Fräulein auch ſchon Verſe gemacht habe, und mir ſelbige eben vorleſen wollte."

Der Baron konnte ſich jetzt eines lauten Lachens um ſo weniger enthalten, als er augenſcheinlich dieſe Wendung nicht erwartet hatte, und als ihm dadurch — kaum mocht' er ſich's ſelbſt geſteh'n — ein wachſender Schmerz im Aufkeimen entnommen ward.

Aber Storax ſchien es nicht zu bemerken, und fuhr fort: „Gewiſſe Leute bekommen Nervenzufälle, wenn man mit der Gabel auf dem Teller kratzt, oder mit den Schuhen knarrt, oder mit Fließpapier über eine Fenſterſcheibe fährt; Wallenſtein konnte keinen Hahn krähen hören — mir aber verſetzt das Gackern einer Henne, und die Nähe einer ſchreibſeligen Dame immer den Odem.

Nun denkt Euch meine Unruhe, meinen Schmerz, als Sophie wirklich alle Anſtalt machte, ihre Drohung zu erfüllen. Sie trat an ihr Büreau, öffnete und kramte dort lange zwiſchen Papieren aller Art, und alles Formats — ich Unglückſeliger ſaß einſtweilen auf dem elaſtiſchen Sopha wie auf Irions Rade, mit heimlicher Wuth riß ich von meinem Manuſcripte ein Blatt nach dem andern entzwei; jeẓt hatte ſich das Geſuchte gefunden, mit verklärtem Geſichte kehrte ſie zurück, erhellte die Lichter, und rückte auf mich zu. Doch wie beſeligend auch dieſe Annäherung kurz vorher für mich geweſen war, jeẓt brachte ſie mich zur Verzweiflung — umſonſt rief ich die Ironie zu Hülfe, die mich ſelten verläßt, entgeiſtert ſtreckte ſie vor der gewaltigen Feindinn die Waffen; umſonſt ſagt' ich mir, daß Alles gewonnen ſey, wenn ich nur auf einige Minuten meinen Abſcheu überwinden wollte; ſchon las die wohlklingendſte aller Stimmen den Titel: „An mein Ideal.“ — Da war's um mich geſchehen — das Ideal nahm mir vollends alle Faſſung, ich unterbrach ſie, ich beſchwor ſie, es mir nicht übel zu nehmen, wenn ich für dieſen Augenblick dem Genuße des Gedichtes entſagen müßte, ſo eben falle mir nämlich ein, daß der Profoß mich zu Hauſe erwarten würde, um die

nothwendigen Befehle zu empfangen, ihr edles Herz könne es gewiß nicht ertragen, daß um ihrerwillen ein Profoß, der doch auch ein Menſch ſey, verzweifeln ſollte, wenn ihm die Nachtſuppe kalt werde; doch zum ewigen Angedenken an dieſe unvergeßliche Stunde, zum Zeichen, daß ſie mir die Erfüllung meiner Pflicht vergeben wolle, die mir nie ſo ſchwer geworden, als jetzt, erfleht' ich mir ein Pfand ihrer Güte. Damit hatt' ich auch ſchon die Scheere aus meinem Etui geriſſen, eine der reichen Locken gefaßt, und ſie der Widerſtrebenden geraubt. An der Thüre rief ſie mich noch zurück, und wand dies Band, es trägt — doch nein — es t r u g die Farbe der Hoffnung, um die theure Gabe, zugleich aber meinte ſie, daß ich nach vollbrachtem Geſchäfte wieder zurückkehren könnte, es ſey erſt acht Uhr, und das Verſäumte ließe ſich leicht nachholen. Ich verſprach Alles um nur frei zu werden, doch draußen gelobt' ich mir, tief Athem holend, nie dieſes Haus mehr zu betreten, in dem mich der Schrecken ſchrecklichſter bedrohte, und ſo geſchah es auch. Das Fräulein aber würdigte mich ſeitdem keines Blickes mehr."

„Storax" — nahm jetzt Friedrich ſehr ernſt das Wort — „ich will Alles das, was ihr da geſprochen habt, als

ein Product Eurer Laune hinnehmen, die, wie ich ſchon erfahren habe, Euch ganz und gar beherrſcht und Niemanden verſchonen läßt. Doch bitt' ich Euch, ſprecht mir hierüber nicht weiter. Sophiens Schwäche iſt verzeihlich und verzeihlicher, als die Eure, mit der Ihr Euer Lob oder Euern Tadel in irgend einer Zeitung verſchlingt; jede Mittelmäßigkeit — denn Ihr ſeyd davon eben ſo wenig frei, als jedes andere Talent — dem Publicum als ein Goldkorn aufdringen wollt, und dabei doch mit unbarmherziger Strenge über das fremde, oft Beſſere, losziehet. Auf keinen Fall aber verdient die Gunſt, die Ihr ja doch nur dieſer Schwäche zu verdanken habt, eine üble Deutung."

Sie wurden hier durch den Beſuch des neuen Oberſten unterbrochen, der Herrn von Wallberg ablöſte, welch' letzterer zu einem wiſſenſchaftlichen Corps in die Reſidenz verſetzt worden war. Er kam in Begleitung eines Arztes, und nicht ohne geheime Befangenheit erblickte der Baron in ihm einen ehemaligen Bekannten, welchen er oft im Hauſe ſeines Oheims getroffen hatte. Doch jener ſchien ſich ſeiner keinesweges zu erinnern.

»Iſts dieſer?" fragte er, auf Friedrich weiſend, ziemlich barſch den Arzt.

„Herr Oberſt“ — wollte letzterer beginnen — doch er konnte nicht zum Worte kommen. „Schweigen Sie, bis man ſie fragt“ — herrſchte ihm der ſtrenge Mann entgegen, und zu ſeinem Begleiter fuhr er fort: „Unterſuchen Sie ſeine Wunde, Herr Doctor.“

Der Arzt that, was ihm aufgetragen worden, und erklärte den Patienten außer aller Gefahr, nur beſtimmte er einige Tage Ruhe und Zeit, um ſich völlig zu erholen.

„Daran ſoll's nicht fehlen“ — entgegnete der Oberſt — „aber dann — genug — einſtweilen kommt Wache vor die Thüre.“

„In der That“ — hob der Baron wieder an — „Ich begreife nicht“ —

„Das iſt auch gar nicht nöthig“ — verſetzte der Oberſte — „Sie haben hier nur zu gehorchen. Wer aber,“ — fuhr er gegen Storax gewendet fort — „wer iſt dieſer Menſch?“

„Sie haben es ausgeſprochen, Herr Oberſt“ — nahm der Dichter ſchnell das Wort — „ein Menſch!“

„Und ein Narr, wie es ſcheint. Was wollen Sie hier auf dem Zimmer des Arreſtanten? Entfernen Sie ſich.“

„Ich war ſein Secundant, und ſecundir ihn auch jetzt.“

Der Doctor hatte einſtweilen die Hand des Poeten

ergriffen, prüfte ſorgfältig ſeinen Puls, und flüſter- te dem Oberſten ein paar Worte zu, worauf Beide zu lachen begannen, der Erſtere die Thüre öffnete, einem Wärter winkte, der bald mit mehreren Kameraden zu- rückkehrte, die den guten Storax ohne Weiters banden und, troß Friedrichs Einwendungen — er ſelbſt verhielt ſich ganz ſtille — fortſchleppten.

„Schade um den jungen Mann" — bedauerte der Oberſte, ihm mitleidig nachblickend — „doch ich ſagt' es ſtets, jeder Poet hat einen Anſatz zur Narrheit, und der Anſatz wird früher oder ſpäter zum unheilbaren Ausſatz" —

„Den kein Zuſatz und Einſatz mehr kurirt!" — ſchloß der Arzt, das Wortſpiel ſelbſtgefällig fortſetzend, und Beide entfernten ſich dann, ohne den Baron weiters ei- nes Blicks zu würdigen.

Durch acht Tage blieb nun Friedrich in der traurigſten Einſamkeit ſich ſelbſt überlaſſen. Am neunten fiel ſein ſechs und zwanzigſter Geburtstag. Er dachte daran, in wie verſchiedenen Lagen und Stimmungen er denſelben bereits durchlebt hatte, wie feierlich dieſes Feſt im Hau- ſe ſeiner Eltern begangen worden, wie ſtürmiſch ſpäter, als er, von ſeinem neunzehnten Jahr an, ſich ſelbſt über-

laſſen, alle Leidenſchaft für Kraft, und alle Ruhe für Schwäche hielt, ach, und dieſer Wahn hatte ihn — dieß fühlt' er nur zu gut — bis in ſeinen jetzigen Aufenthalt begleitet. Immer weicher wurde ſein Herz von dieſen Erinnerungen geſtimmt. Jetzt fiel ihm auch ein, daß es ſein Geburtstag geweſen, als er mit ſeinem Freund Ernſt auf der Spitze des Veſuv's die Sonne aufgehen ſah. Sie hatten damals mit glühendem Syrakuſer, in dem und aus dem das Morgenroth blitzte, Bruderſchaft getrunken — der gläſerne Pokal mußte ſich noch vorfinden, unter ſo manchen Andenken, die er von jener Zeit bewahrte, — hatten dann geſchwärmt von ihrer Zukunft, und wie ſie wohl dieſen Tag in zehn Jahren ſpäter begehen würden? Nun war es erſt drei Jahre ſpäter, aber wie hatte ſich Alles einſtweilen verändert, — wie hatten ſie ſich ſelbſt verändert!

„Er gedenkt vielleicht deiner nicht mehr“ — ſprach er vor ſich hin — „oder wenn auch, doch nur ſo flüchtig, wie man etwa einer Bekanntſchaft gedenkt, auf der Reiſe gemacht, und auf der Reiſe wieder abgebrochen. Aber haſt du es denn auch anders um ihn verdient? Warſt du nicht der Erſte, welcher Treue mit Falſchheit, Milde mit Bitterkeit, Herzlichkeit mit Hohn vergalt? Wollteſt

du nicht mit gewaltſamer Hand ſeinen ſtillen Frieden zer=ſtören, und ihn in deinen eigenen Unfrieden herabrei=ßen? Was berechtigte dich, mit roher Willkühr in ſein Glück und ſein Leben zu greifen, weil es mit deinen ei=genen verkehrten Anſichten vom Glück und vom Leben nicht übereinſtimmte, deren Nichtigkeit und Halbheit, dir jetzt ſo klar geworden iſt? Und weil er dir nicht folgte, da=rum haſt du ihn aufgegeben, den Einzigen, der es wahr und ernſt mit dir gemeint, der Theil an dir genommen, wie keiner, dem eine Thräne in deinem, eine Thräne aus ſeinem Auge, ein Lächeln an deinem, ein Lächeln von ſeinem Munde entlockte? O Ernſt, wäre ich bei dir! — Du würdeſt mir vergeben, würdeſt verſöhnet den Reuigen aufnehmen, deinen Frieden mit ihm theilen, und Alles, Alles würde dann gut!"

Ein ungeheurer Lärm unterbrach ihn plötzlich in die=ſen Betrachtungen. Es dunkelte bereits in ſeinem Zim=mer; er ſah in den Fenſtern der Nebenflügel des gro=ßen Gebäudes Lichter hin und herfliegen, verworrnes Ge=ſchrei und Gepolter wurde laut; Stimmen aller Art tön=ten in ſeine Ohren. Die Einen ſchrien: Hülfe! die An=dern: Feuer! „Es lebe die Poeſie!" ſcholl es hier — »fangt die Narren ein!" dort. Jetzt brüllte es: »Fort

mit den Doctoren!" jetzt quickte es: „Keine Arznei mehr!" — «Holt die Wache — die Wache!" jammerten wieder Einige dazwiſchen und: „Vivat Storax!" fiel mit einem Male der ganze Chorus ein.

Der Baron öffnete die Thüre und wollte ſich bei dem Poſten vor derſelben erkundigen, was es gäbe? Doch dieſer war verſchwunden. Nun rannten die Krankenwärter athemlos an Friedrich vorüber, der Hauptſtiege zu, ohne auf ſeine Fragen zu antworten; in den Thüren ringsherum erſchienen die abenteuerlichen Geſtalten der Patienten; die abenteuerlichſten unter ihnen jedoch drängten ſich jetzt, Storax an der Spitze, in einer bunten Reihe aus dem Hintergrunde hervor.

Der Poet hatte ſeinen geblümten Schlafrock aufgeſchürzt und mit einem ſchmutzigen Bande umgürtet, an welchem ein altes hölzernes Ritterſchwert hing; die Nachtmütze war mit einem ungeheuren Kamme von Pappe verziert, der ſie zum drohenden Reiterhelm verwandelte, die Strümpfe waren bis über die Knie hinaufgezogen, und mit Ruß bemahlen, als ſeyen ſie gewaltige Stiefel, die jedoch ſeltſam genug in hochgelbe Pantoffel ausgingen, und um die ganze martialiſche Erſcheinung zu vollenden, ſchwang die Rechte eine ungeheure Clyſtierſpritze als Schutz- und

Trutzwaffe. Die wunderlichſten Zerrbilder ſchloſſen ſich dieſem an: Halbnackte, nur mit zerriſſenen Hemden bekleidete Figuren, abgemagert, bald tätowirt, wie die Feuerländer, bald geſtreift und geſtrimt, wie die Delawaren, mit goldpapiernen Mützen, zerlumpten Togan, abgetragenen Todtenmänteln, Nachtjacken als Uniformen, deren Stickerei mit Strohhalmen ausgenäht war; ſie hatten ſich theils mit Knitteln, theils mit Tiſch- und Stuhlbeinen, großen Arzneiflaſchen u. ſ. w. bewaffnet, die ſie mit großem Geſchrei an einander ſchlugen, und dann wieder drohend in die Höhe hoben.

Der Zug war jetzt bis an Friedrichs Thüre gekommen, wo Storax ſtehen blieb. Der Baron nahm ihn bei der Hand, und ſprach: „Um's Himmelswillen, Storax, was treibt Ihr?" — Keine Antwort, denn der ganze Schwarm drängte unaufhaltſam vorwärts, von immer neuen Ankömmlingen vermehrt, die theils Neugierde, theils Furcht herbeiführte, und riß den Dichter gewaltſam mit.

Friedrich begann nun ernſtlich bang zu werden für den Ausgang dieſes tollen Auftritts. Die Nacht war inzwiſchen völlig hereingebrochen, unten im Hofe zeigte ſich ein neues, wahrhaft tragikomiſches Schauſpiel. Die mehr als Fallſtaffſche Compagnie hatte ſich dort, dem Haupt-

thor gegenüber, das ſie ſorgfältig verriegelten, aufgeſtellt; hohe Scheiterhaufen wurden angezündet, die das abenteuerliche Treiben mit ihrem rothen Schein beleuchteten. Einige tanzten mit großen Sprüngen um die auflodernden Flammen; Andere ſchleppten Keſſel, Retorten Tigel, Eßwaaren aus den Küchen, Wurzeln, Kräuter und Extrakte aus den Offizinen — alles untereinander herbei, und fingen zu kochen an; viele lagen in Gruppen umher auf dem Boden, und ſangen ſich allerlei Lieder, von welchen ſie Text und Melodie zur Hälfte vergeſſen; noch andere marſchirten und exerzirten in ihrer wunderlichen Bewaffnung, ſtellten Poſten aus, und lösten ſie alle Minuten wieder ab, brachten Deſerteurs und Spion's ein, über welche ſie ſogleich Kriegsgericht hielten, d. h. ſie wurden an Sacktüchern aufgehangen, bis ſie, des Hängens müde, wieder herabſprangen. Dazwiſchen irrten Einzelne herum, deren fixe Ideen bereits jene Höhe erreicht hatten, in welcher ſie keine Erſchütterung von Außen mehr ſtören oder unterbrechen konnte; Helden, Philoſophen, die in ihrer eigenen Welt und unter ihren eigenen Menſchen lebten, mit denen ſie ſich laut und eifrig unterhielten.

Jetzt ſchlugen draußen Trommeln an. Storax, von

dem Friedrich nun bald die Meinung des Oberſten zu theilen begann, haranguirte ſeine Narren, die ſich in wilder Unordnung um ihn herum drängten, und durch einander ſchrien, ſangen, lachten und weinten. Starke Schläge geſchahen an das Thor, drohende Stimmen begehrten Einlaß, Bitten und Flüche ſchollen dazwiſchen. Endlich wurden Leitern an die Hofmauer gelehnt, ein dicker Sergeant erſtieg eine derſelben, und wollte ſprechen, Gewehre blitzten hier und dort auf, ſeinen Worten mehr Nachdruck zu geben. Doch die Narren kannten keine Furcht; eine Kanonade von Flaſchen und Tigeln begrüßte die Stürmenden; Storax ſelbſt handhabte wechſelweiſe ein paar kleine Feuerſpritzen mit ſolchem Geſchick, daß eine einzige glückliche Ladung, die ihr Ziel genau traf, den Brand in dem rothen Geſichte des Sergeanten auf einmal gelöſcht zu haben ſchien, wenigſtens verſchwand er alsbald von der Mauer und mit ihm verſchwanden ſeine Begleiter.

Ein lautes Jauchzen feierte dieſen Sieg; immer toller geberdete ſich die tolle Schaar, immer höher loderten die Holzſtöße empor; ein rauher Sturm, der ſich einſtweilen erhoben, und dicke Schneewolken am zerriſſenen Nachthimmel auftrieb, wirbelte den Rauch bald

auf, bald abwärts, und vollendete ſo das groteske Schau=
ſpiel, das ſich den Augen Friedrichs darbot.

Die Belagerer mochten einſtweilen Rath halten;
denn erſt nach einer langen Pauſe, trafen ſie neue An=
ſtalten zum Angriffe, der jedoch ernſter zu werden ſchien
als der frühere. Zimmerleute bearbeiteten mit ihren Bei=
len das Thor, Schreckſchüſſe flogen dann über die Kö=
pfe der verwegenen Spitalsbewohner, und Einer der
Verwegenſten, der es gewagt, am Thore emporzuklet=
tern, um einen Keſſel ſiedenden Waſſers auf die Häup=
ter der Einbrechenden auszuſchütten, wurde ſogar mit
einem Bajonettſtich in die Wade zur Ruhe angewieſen.
Heulend ſtürzte er hinab, heulend empfingen ihn ſeine
Kameraden, deren Muth durch den Anblick des Bluts
nur erhöht ſtatt vermindert wurde.

Da in demſelben Momente auch die Balken des Thors
den ſcharfen Äxten wichen und krachend zuſammen ſtürz=
ten, ſo wär' es gewiß zu einem ordentlichen Scharmützel
gekommen, das zum Mindeſten für den einen Theil ge=
fährlich ausfallen mußte, wenn nicht plötzlich eine neue
Erſcheinung den Sachen eine andere Wendung gege=
ben hätte.

Während nämlich der Sergeant mit den Seinen durch

die geöffnete Bahn eindrang, und die Narren, Storax an der Spitze, ihm entgegen wollten, entſtand unter den letztern plötzlich eine unruhige Bewegung, die, von den rückwärts Andrängenden ausgehend, ſich ſchnell unter der ganzen Schaar verbreitete, und bei den Meiſten Schreck, ja Entſetzen erzeugte.

„Der Tod! der Tod!" ſchallte es Anfangs leiſe, dann lauter und laut — Alle wendeten ſich gegen den dunkeln Hintergrund des Gebäudes, Viele ergriffen vor dem Anblick, der ſich ihnen dort darbot, ſogleich die Flucht; andere blieben ganz entmuthigt ſtehn und ſtarrten entgeiſtert vor ſich hin, indem die Waffen ihren Händen entfielen; ſelbſt die Tapferſten hatten ihre Faſſung verloren, und vermochten dem Feind nicht länger zu widerſtehn, der ſie ſchnell umringt und feſtgenommen hatte.

„Der Tod! der Tod!" rief es noch immer ängſtlich, als die Widerſpenſtigen ſchon alle eingefangen waren, und Friedrich nun auch in den Hof hinaus trat — ja ſogar die Wärter, die ſich jetzt wieder eingefunden hatten, ſtimmten mit ſichtbarer Scheu in denſelben Ausruf.

Da erblickte der Baron auf einigen Stufen, welche zu dem Behältniſſe der gefährlichſten, in Ketten geſchlagenen, Wahnſinnigen führten, den gefährlichſten derſel-

ben, der allgemein unter dem Namen: der Tod bekannt und gefürchtet war. Stumm und regungslos lehnte die gräßliche Erſcheinung, deren Äußeres dieſem Titel völlig entſprach, an einer Säule, von dem nächſten der halbausgebrannten Feuerhaufen beleuchtet. Die ganz entfleiſchte hagere Geſtalt hüllte vom Wirbel bis zur Zehe ein großes ſchwarzes Tuch ein, aus welchem nur das grabbleiche Antlitz, und zwei, tief in ihre Höhlen zurückgeſunkene, glanzloſe Augen ſtarrten. Weit aus der Verhüllung hervorragend, ſchwang die nackte knöcherne Linke eine zerbrochene hölzerne Senſe, während die ausgeſtreckte gleichfalls nackte Rechte den entſetzten Zuſchauern einen gebleichten Todtenſchädel vorhielt. Kein Laut kam dabei aus den blauen krampfhaft geſchloſſenen Lippen — kein Laut aber regte ſich auch in der ganzen, auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe hier verſammelten, und in die verſchiedenartigſten Gruppen vertheilten Menge — nur der Sturm pfiff durch die geöffneten Gänge, und das Heulen der noch eingekerkerten Unglücklichen dieſer Art tönte ſchauerlich dazwiſchen.

Ein Wink des Oberſten, der einſtweilen auch herbeigerufen worden war, machte dieſer ſchauerlichen Scene ein Ende, die dem närriſchen Treiben einen ſo ſchreck-

lich wahren Spiegel vorgehalten hatte, und bei welcher ſich Jeder, mehr oder weniger, von den Schauern der Vergänglichkeit angeregt fühlte, da die Geſchichte dieſes Elenden, der aus Furcht vor dem Tode zum Narren geworden war, und ſich ſelbſt für den Tod hielt, Allen bekannt war. Die ſtarken Fäuſte der Wächter riſſen ihn rücklings nieder — er wurde ſchnell gebunden, und in die Nacht ſeines Jammers zurückgeſchleppt.

„Wie gefällt Euch dieſes Intermezzo?" fragte Storax, der ſich einſtweilen zu Friedrich gedrängt hatte, dem Zuſammenſchauernden; doch er fand keine Zeit mehr, die Antwort auf ſeine Frage abzuwarten; der Sergeant trat vor, um ihn auf Befehl des Oberſten feſtzunehmen.

„Das wollt' ich ja eben!" rief er dem Baron lachend zu — „nun ſehen wir uns wieder!" — Somit entſchwand er; auch die Narren wurden in ihre Behauſung zurückgeführt, die Soldaten zogen ab, die Feuer erloſchen; die Nacht behauptete ihr altes ſtilles Recht, und breitete ihren dunkeln Mantel über die Thorheiten der Menſchen, denen Friedrich auf ſeinem einſamen Zimmer, wohin man ihn wieder zurückgewieſen, noch lange nachdachte, bis endlich ein ſpäter Schlummer ſeine Augen ſchloß.

Zwölf Jahre nach den eben erzählten Begebenheiten kehrte Baron Friedrich aus fernen Landen in die oft entbehrte Heimat zurück. Er ſtand jetzt auf dem höchſten ihrer Gränzberge und ſah mit naſſen Augen nach den wohlbekannten Thälern hinab. Seine Vaterſtadt lag mit ſcharf gezeichneten Umriſſen in der reinen Abendbeleuchtung vor ihm; der Wald zu ſeiner Linken rauſchte dem alten Freunde leiſe Grüße zu, die Quelle zu ſeiner Rechten flüſterte von vergangenen Tagen, und am Fuße des Berges, wo ein öffentlicher Garten immer zahlreiche Beſucher an ſich lockte, klangen, wie bei ſeiner Abreiſe, Geigen und Flöten zum luſtigen Liede. So ganz unverändert, ſo ganz dieſelbe traf er die alte ewige Natur, und doch lagen Jahre zwiſchen damals und jetzt, und ſo manches Unerhörte, ſo manches Unglaubliche, was dieſe Jahre gebracht, ſtand als geſchehen vor den Augen des Rückkehrenden.

Ihm ward ängſtlich zu Muthe — ſeine Gedanken verwirrten ſich, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft drängten ſich gleich mächtig an ihn; er konnte ſie nicht unterſcheiden — er glaubte zu träumen, und ſehnte ſich umſonſt nach dem Erwachen.

Sein Blick fiel jetzt auf eine alte einſame Eiche, aus

deren Zweigen eine Votivtafel die Wanderer zum kurzen Gebete für die Seele deſſen ermahnte, der ſie dort zum frommen Andenken aufgeſtellt.

Er eilte hin. Mit eifriger Mühe hatte er einſt in die rauhe Rinde des uralten Baumes einen Namen einge= ſchnitten, der ihm damals ſo unendlich theuer geweſen, und den er noch jetzt eben ſo ſcharf in ſeinem Herzen geprägt trug — doch der Name war längſt verwachſen, und verſchwunden. Friedrich aber fühlte ſich gerade durch dieſe Entdeckung getröſtet und erhoben.

„Nein, es iſt kein Traum!" — rief er begeiſtert — „die Jahre, die an mir vorüber rauſchten, ſind keine Minuten geweſen, und blieb auch alles Lebloſe dasſelbe, ich bin nicht mehr der, der ich war! — Du aber, die mir dieſes Zeichen gegeben, ehrwürdige Eiche, ſey mir ge= ſegnet, — geſegnet als ein Sinnbild meines Lebens! Wie du, ſteh' ich allein und vereinzelt in der Welt; wie in dei= nem, iſt auch in meinem Herzen der Name verblichen, in dem einſt mein ganzes Glück gelegen — möge es mir auch vergönnt ſeyn, wie du, andere zu ſtärken, und zu erhe= ben, wie du den Ermüdeten Schatten zu geben, und aus grünem Wipfel kühle Ruhe in ſein Herz zu ſenken!" — Raſche Tritte ließen ſich jetzt im Walde vernehmen, und

unterbrachen dieſes Selbſtgeſpräch. Das Geräuſch kam näher, und bald konnte Friedrich die Stimmen zweier jungen Männer hören, die im heftigen Streite begriffen ſchienen.

„Sie nehmen alſo ihr Wort nicht zurück?" fragte der Eine zornig bewegt.

„Im Gegentheile" — erwiederte der andere kalt — „ich denke Ihnen dasſelbe noch recht oft zu wiederholen."

„So verlange ich Genugthuung" — brauste der Erſte auf — „meine Ehre iſt gekränkt, und ich kann und will den Schimpf nicht tragen, den Sie öffentlich auf mich geladen, — daher wählen Sie, — Ein's oder das Andere."

„Keines von Beiden, mein Werther! Denn Erſtens wüßt' ich in der That nicht, was ich Ihnen abbitten ſollte, und Zweitens ging eben vor mehreren Tagen das neue verſchärfte Duellmandat durch meine Hände, und wo ich nicht irre, auch durch die Ihrigen, mein Herr!"

„Angenberg, bringen Sie mich nicht zum Äußerſten" — ſtammelte der Beleidigte von dieſer auf das Schärfſte betonten Erinnerung doppelt verletzt.

„Contenance, lieber Julius" — fuhr Angenberg mit einer Ironie fort, die das Herz des Barons durchſchnitt.

— „Warum ereifern Sie ſich ſo ganz unnöthiger Weiſe? Bedenken Sie, daß Sie mit Ihrer Exaltation um volle acht Jahre zu ſpät kommen, und daß ein Traum, der über eine Nacht hinaus währt, nur den krankhaften Zuſtand des Träumers andeute. Sie finden in manchen Dingen Größe und Tiefe — ich nicht — Sie glauben — damit die Welt retten zu können, und ich ſage Ihnen, dieſe gute alte verſtändige Welt würde auch ohne Sie beſtehen, und ohne hundert andere, die in derſelben närriſchen Meinung leben. Wozu alſo der Lärmen um Nichts? — Folgen Sie meinem Rathe", fuhr er immer höhniſcher fort, als Julius ſich in lautloſem Grimm an einen Baum lehnte — „Sie ſind ein hübſcher und, die Überſchwenglichkeit ausgenommen, auch ein geſcheiter junger Menſch. Ihr Glück liegt in Ihren Händen, aber glauben Sie mir, der Schwindel von thörichten Phantaſien, die Ihr Hirn durchkreuzen, wird es nicht bewirken."

Jetzt wollte der Verhöhnte losbrechen, da trat zur rechten Zeit der Baron hervor und hielt ihn zurück.

„Mein Herr," — rief ihm Angenberg ſogleich zu — „Sie waren nach allem Anſchein Zeuge des ärgerlichen Auftrittes, und Ihrer Einſicht wird es nicht entgangen ſeyn, wem eigentlich die Schuld beizumeſſen."

«Halten Sie ein, junger Mann" — entgegnete der Baron, nur mit Gewalt ſeinen Unwillen bezwingend — „darf ich auch die gefährliche Heftigkeit Ihres Gegners nicht billigen, ſo kann ich eben ſo wenig einem Betragen das Wort reden, das dieſe Heftigkeit aufregte."

„So, ſo," — murmelte Angenberg ſpöttiſch lächelnd dazwiſchen, er wollte noch etwas hinzuſetzen, doch ein ſtrenger Blick aus den ernſten Augen Friedrich's ſchreckte ihn ab. Flüchtig grüßend eilte er daher fort, den Berg hinab; indem er noch auf Julius zurück rief:" Wir ſprechen uns weiter!"

Dieſer hatte ſich einſtweilen an den Baron gewendet, der ſchon ſein volles Vertrauen gewonnen und entſchuldigte ſich, die Drohung überhörend: „Ich konnte nicht anders, er zwang mich ſelbſt zu dieſem Schritte. Unten im Gaſthofe ſaß ich mit mehreren Freunden. Wir gedachten der ſo ſchnell vergangenen Jahre und deſſen, was ſie gefördert; die Erinnerung machte uns warm; Alles Große und Heilige, das damals, wie nie, ſo ernſt und gewichtig in's Leben trat, zog vorüber an unſern begeiſterten Blicken, — wie ſich That auf That gedrängt, wie eine Stunde oft über Völkerſchickſale entſchieden; wie Alles, was uns die Geſchichte langer Jahre einzeln erzählt, ſich hier zum

vollendeten Ganzen geſtaltete, wie aus dieſem Ganzen der ewige Gott und ſein wunderbares Walten in milder Majeſtät hervorſtrahlte, — — Alles, Alles dieß erhob und erregte unſere Gemüther — die Herzen ſchlugen höher — die Gläſer klirrten — die Augen füllten ſich mit Thränen. Da nahte ſich jener kalte ewig lächelnde Schuft, jener nüchterne Egoiſt, der Nichts liebt, Nichts bewundert, Nichts achtet, als ſein eigenes jammervolles Ich, das er in jedem Spiegel für die Nachwelt feſt halten möchte, er nahte ſich, und goß mit überdachter Grauſamkeit ſeinen eiſigen Spott tropfenweiſe in unſere glühende Begeiſterung. Ich bat ihn, mich nur jetzt zu verſchonen — umſonſt! Ich eilte in ein anderes Zimmer — er folgte mir — ſo zwang er mich, zu dem letzten Mittel meine Zuflucht zu nehmen, und traten Sie nicht dazwiſchen — ſo" —

„Ich bin zwar weit entfernt" — begann der Baron nach einer Pauſe, in der er mit ſtiller aber ſteigender Theilnahme den ſchlanken edelgeformten Jüngling betrachtete, aus deſſen herrlichen Augen die Glut ſchöner Empfindungen hervorſtrahlte — „ich bin zwar weit entfernt, dieſes Feuer geradeweg zu tadeln — es iſt und bleibt Zeichen von Kraft, aber wen das Feuer tödtlich verzehrt,

ſtatt angenehm zu erwärmen, wenn die Kraft keine Gränzen hat, ſo werden wir gut daran thun, das Erſtere ein wenig zu dämpfen, und die Letztere unter die Herrſchaft des Verſtandes zu ſtellen. Meines Erachtens hätten Sie beſſer und zweckmäßiger daran gethan, Ihren Gegner mit ſeinen Waffen zu ſchlagen. Er gehört, wenn ich nicht irre, zu den Superklugen im Lande, die ſich recht ſyſtematiſch auf eine Gattung von Philoſophie verlegt haben, der's nur an einer Kleinigkeit, nämlich an Humanität fehlt. Ihr größter Vortheil beſteht darin, die Meinungen anderer in's Lächerliche zu ziehen, um dadurch die eigene zu retten — tritt aber ihrem kalten Witze ein lebhafterer entgegen, ſo ſind ſie meiſtens auch geſchlagen. Jetzt iſt das Übel geſchehen — Ihr Eifer hat Sie zu weit geführt, und nach der Art, wie uns der Spötter verlaſſen, fürchte ich, daß die Folgen nicht die angenehmſten für Sie ſeyn dürften."

„Mag geſchehen was da wolle" — verſetzte Julius — „das Bewußtſeyn meines Rechtes bleibt mir doch."

„Und was gedenken Sie anzufangen, wenn er Klage führt?" fragte Friedrich geſpannt.

„Vor Allem meine Selbſtſtändigkeit zu retten" — rief Julius feurig — „und dann jenen Platz im Leben aufzuſuchen, den mir Kraft und Wille anweiſen."

„Und der iſt?“

Dieſe Frage, bei welcher der Baron ſtehen blieb, denn ſie waren einſtweilen den Berg hinabgegangen, und einen ſcharfen Blick auf ſeinen Gefährten warf, ſchien dieſen unerwartet zu überraſchen. Er ſchwieg verwirrt, erröthete flüchtig, ſtotterte dann einige unverſtändliche Worte, und geſtand endlich, daß er es ſelbſt nicht ſo ganz klar wiſſe, um es deutlich und entſchieden ausſprechen zu können.

„Dacht' ich es doch“ — lächelte der Baron vor ſich hin; dann zu Julius gewendet, fuhr er fort — „Sie haben ſich jetzt ſelbſt die Lehre gegeben, die Ihnen vielleicht aus meinem Munde nicht ganz angenehm geweſen wäre.“

Sie waren jetzt zu dem Gaſthofe gelangt, welchen Julius Freunde bereits verlaſſen hatten, und Friedrich forderte dieſen auf, mit ihm einzutreten. Stillſchweigend willigte er ein, und bald befanden ſich die beiden neuen Bekannten in einem traulichen Zimmerchen, durch deſſen weinumrankte Fenſter das Abendroth mit dem ſanftglühenden Blicke eines ſcheidenden Freundes hereinzitterte.

Die Flaſche edlen deutſchen Weines, welche der Wirth auf das Geheiß des Barons herbeibrachte, diente dazu,

das trauliche Verhältniß, das ſich bereits begonnen hatte, vollends herzuſtellen. Nachdem Julius einige Male ſtumm und wie ſich ſammelnd auf und abgegangen war, dann nachdenkend in die ſtillheitere Landſchaft hinaus geblickt hatte, begann er: „Ich kann es nicht läugnen, mein Herr, die Verhältniſſe unſeres gegenwärtigen Lebens ſind ſo geſtellt, daß nur wenigen Glücklichen die Wahl freiſteht, die ihrem innern Berufe entſpricht, und daß die Mehrzahl, wozu auch ich gehöre, oft mit Aufopferung des Theuerſten, den nächſten beſten Balken ergreifen muß, um das arme Daseyn auf dem ſchwankenden und trügeriſchen Elemente zu retten. Ich habe nun alles zu fürchten. Angenberg iſt unverſöhnlich, wenn er ſich einmal beleidigt glaubt; er wird alle Waffen, die ihm zu Gebote ſteh'n, gegen mich in Bewegung ſetzen, und die ſind gefährlicher als ſie glauben."

„Vielleicht läßt ſich die Sache dennoch vermitteln" — entgegnete der Baron nach kurzem Nachdenken — „obſchon ich lange von hier entfernt war, ſo glaub' ich demungeachtet noch einigen Einfluß zu beſitzen. Sagen Sie mir" —

„Julius, biſt du hier?" — unterbrach jetzt auf einmal eine ſchmetternde Stimme dieſe Unterredung, und

zugleich fuhr ein altes wunderliches Geſicht durch das ge=
öffnete Gartenfenſter.

„Mein Vater" — ſprach der junge Mann entſchul=
digend zu Friedrich, während der Ankömmling, ohne ſich
um den Fremden zu bekümmern, mit ungemeiner Behen=
digkeit gleich durch das Fenſter in das Zimmer ſprang.

„Du haſt Geſellſchaft" — begann er nun, ſich ſo=
gleich ſetzend, und das nächſte Glas ergreifend und lee=
rend — „ich will nicht ſtören, betrachtet mich als was Ihr
wollet, als eine Nulle, der erſt Eure Größe Einheit
gibt, nur laßt mich hier im kühlen Schatten ausruhn,
der Marſch aus der Stadt iſt verzweifelt heiß und ver=
zweifelt weit."

Julius konnte ſeine Verlegenheit über dieſe auffal=
lende Ungezwungenheit nicht verbergen und ſah unruhig
nach der Thüre; der Baron aber betrachtete den neuen
Gaſt mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit: „Wir ſollten
uns kennen," ſagte er endlich, nicht ohne Bewegung zu
dieſem.

„Wohl möglich," entgegnete der Angeſprochene gleich=
müthig — „wenn Sie die hieſige Zeitung leſen, ſogar
gewiß; denn mit jeder Zeile in derſelben haben Sie auch

meine Bekanntſchaft gemacht — ich bin ihr Redacteur und einziger Mitarbeiter."

„Storax!" rief Friedrich, von der Erinnerung hingeriſſen, ſeine Arme ausbreitend.

Der ältliche Mann fuhr jetzt plötzlich aufgeweckt empor, und ſtaunte den Baron mit lebhafter Theilnahme an: „Weiß Gott" — begann er endlich — „dieſe Stimme — dieſe Augen" —

„Gedenkt ihr noch" — fuhr der Baron gerührt fort — „der Locke mit dem blaßgrünen Bande, und des gräulichen Todes, und —"

„Ja, du biſt's!" — jubelte nun Storax, mit lautem Entzücken an ſeine Bruſt ſinkend — „Herzensjunge — tauſend — tauſendmal willkommen in der Heimath!" — „Aber" fuhr er nach einer Pauſe mit wehmüthigem Tone fort — „ſo kindiſch bin ich noch, daß ich beinahe auf die Zeit vergeſſen hätte, die dich einſtweilen zum Manne, und mich zum Greiſe gemacht hat; ich dachte wahrhaftig an die Jahre nicht, die darüber verfloßen ſind, ſeit ich dort oben bei der alten Eiche Abſchied von dir nahm."

Julius, der ſah, daß er hier zwiſchen den ſich wiederfindenden Freunden nicht an ſeinem Platze ſey, ſchlich

hinweg; Friedrich aber ließ friſchen Wein bringen, umarmte den Dichter noch einmal von ganzem Herzen und begann:

„Ihr ſeyd, wie ich ſehe, noch ſtets der Alte, wie ich Euch im Spital und in den Theezirkeln der ſchöngeiſtigen Cryſalinde, im Schlafrocke und in Euren Poeſien gefunden habe, nun aber ſagt mir, ſind auch die Übrigen noch dieſelben?”

„Welche Übrigen? — frug Storax mit einem Ernſte, der ſeinen Freund ſichtlich beſtürzte.

„Sie” — fuhr der letztere fort — „um deren Willen ich hinauszog in die ferne Fremde, für die ich mein Glück freiwillig hingab, um das ihre zu gründen. — Sophie! Bornklau — wie leben ſie? Trug meine Entſagung ſo reiche Früchte, als ſie mich Thränen koſtete? — Und ſie, die ich nie vergeſſen werde, denen ich verdanke, was ich bin, nämlich feſt, ruhig, abgeſchloſſen — Ernſt und ſeine holde Gattinn — wie geht es ihnen? — O ſprecht, Storax — ſprecht!”

„Der Menſch beginnt immer zuerſt von ſich ſelbſt,” hob dieſer nun an, indem er gedankenvoll in ſein Glas ſtarrte, das er fortwährend am Munde hielt. — „Ihr täuſcht Euch gewaltig, wenn Ihr meint, ich ſey noch

der alte Storax. Ach! die Zeit wird nicht ohne tiefe Bedeutung mit einer Senſe abgebildet; ſie mäht das friſche grüne Gras unſerer Jugend ab, und dörrt es in der Sonne des Lebens zum alltäglichſten — zum Futter für das Vieh. Ihr habt den jungen Phantaſten geſehen, der noch toller und kopfloſer, als ich vor dreißig Jahren, in die Welt hineinſtürmt — er iſt mein Sohn, zwar nur mein Stiefſohn, aber doch mein Sohn, und ich bin verheirathet; brauch' ich Euch noch mehr zu ſagen?"

„Wahrhaftig" — verſicherte Friedrich — „bei den Anlagen für häusliches Glück, die Ihr vordem gezeigt habt, und an die ich mich noch recht wohl erinnere, verlang' ich nicht mehr zu wiſſen."

„Nein! Nein!" — fuhr Storax heftig fort — „Ihr wart damals ſelbſt noch zu jung und zu närriſch, um das gebrochene Herz zu verſtehn, das durch meinen Scherz wie eine zerſprungene Saite durch ein luſtiges Harfenſpiel klang; ich ging mit lachendem Munde und weinenden Augen durch's Leben, aber, wenn ich's recht bedenke, ſo hab' ich doch niemals aus voller Seele gelacht oder aus voller Seele geweint. Aber laſſen wir das" — ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, und fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht — „ſchon aus dieſem Lamento mögt Ihr

erſehen, daß der Narr, der einſt die Narren losließ, geſcheit worden ſey, nachdem er noch den größten Narrenſtreich ausführte, und ſeine liebe Cryſalinde als liebes Weib heimführte."

„Storax" — rief hier Friedrich, außer ſich vor Erſtaunen — „ſprichſt du die Wahrheit? — Cryſalinde — nein, es iſt nicht möglich — die Dichterinn Cryſalinde?"

„Dieſelbe! dieſelbe, bei der Ihr Eure geliebte Sophie wiederfandet, als wir aus unſerm Exile zurückkehrten; dieſelbe, die Euch ſo lange und ſo viel von Großmuth, von erhabener Reſignation u. ſ. w. vorredete, bis Ihr ſelbſt an Euren Beruf zu ſolchen großherzigen Thaten zu glauben anfinget, und Euren Einfluß beim wiederverſöhnten Oheim geltend machtet, der den entflohenen Bornklau zurückzauberte, worauf Ihr die Hand des Nebenbuhlers mit triumphirender Miene in die Hand der Geliebten legtet, die ihn nicht mehr liebte, ſo wie er ſie nicht, und dann quasi re bene gesta in die weite Welt ginget, ohne zu bedenken, daß Ihr das Werkzeug eines poetiſirenden Weiberkopfes geweſen, der ſich in dieſem Roman gefallen hatte, und damit den Samen der Zwietracht und des Unheils ausſtreute."

„Was ſagſt du Storax" — fiel ihm der Baron heftig in die Rede — „ſo wäre mein Opfer zwecklos geweſen, ſo hätt' ich" —

„Ihr müßtet ſehr wenig von Euren Reiſen, und von den Jahren, die ſeitdem verſchwunden ſind, gewonnen haben, wenn Ihr jetzt noch nicht einſehen gelernt hättet, daß Sophie nur Euch liebte, daß Sie nur Euch zu Gefallen den längſt aufgegebenen Bornklau, der zu ihrer Betrübniß zurückkehrte, ehelichte, daß dieſe Ehe die traurigſte von der Welt werden mußte, und daß wenige Monate hinreichten, um beide Theile davon zu überzeugen, und wieder zu trennen."

Friedrich ſchwieg betroffen; das hatte er nicht erwartet.

„Doch dieß iſt der Übel größtes nicht. Eure Tollheit ſteckte auch mich an, und als ich Euch ſah, wie Ihr mit dem Herzen voll Liebe und Sehnſucht Euer Liebſtes willig dem Manne hingabt, der Euer Leben in ſeinen innerſten Keimen vergiftet hatte, als ich dann Cryſalinden Euch gegenüber erblickte, deren Werk dieß alles war und die mir in dieſem Werke wie ein frommer friedenſtiftender Genius erſchien: da wars auch um meinen ſo lange conſervirten Verſtand geſchehen; noch an demſelben Abend ſchrieb

ich eine begeiſterte Recenſion über den neueſten Band ihrer „Veilchenblicke,“ legte ihr dieſelbe drei Tage ſpäter — ich hatte eine Stunde vorher gerade Abſchied von Euch genommen — noch naß vom Drucke, ſammt einer eben ſo naſſen Liebeserklärung zu Füßen, erhielt das holdverſchämte Jawort, und — umarmte mich, Baron! — heute hat ſie mir ihre letzte Novelle vorgeleſen, denn morgen geht ſie mit einer durchreiſenden Engländerinn nach London, weil ſie von den Honoraren geleſen hat, die Walter Scott bezieht, und dort mit einem einzigen Romane, den ihre Begleiterinn zu überſetzen verſpricht, eine Capitaliſtinn zu werden, ja, den großen Unbekannten zu übertreffen hofft.“

In dem Geſpräche der beiden Freunde trat jetzt ein großes Schweigen ein, das keiner zu unterbrechen Luſt bezeugte. Storax verſuchte die Nagelprobe an den ausgeleerten Flaſchen, und Friedrich zeichnete nachdenklich allerlei Buchſtaben mit den Spuren, die der haſtige Durſt des Durſtigen auf dem Tiſche zurückgelaſſen hatte.

Endlich begann der Baron wieder gepreßt: „Und, was macht mein Ernſt? Sein Glück ſoll mich über alles andere tröſten.“

„Ja, er iſt glücklich“ — entgegnete Storax — „der glücklichſte von uns, wie er's auch verdient.“ Er zog jetzt

eine Doſe hervor und reichte ſie dem Baron hin — „Wie gefällt Euch dieſe Doſe?"

Ohne dieß zu beachten, rief dieſer freudig zwiſchen die Frage: „Endlich ein Wort des Troſtes! Ich wußt es ja, wenn ſich alle umänderten, er blieb unverändert. Fort zu ihm, in ſeinen Armen will ich endlich ausruhen von der langen Pilgerfahrt, am Altar ſeines Glücks meine Votivtafel aufhängen, und an die Vergangenheit wie an einen heitern Traum denken, den uns die Wirklichkeit noch heiterer macht."

„Wie gefällt Euch dieſe Doſe?" — wiederholte dagegen Storax ſtärker und betonter.

Der Baron wollte aber noch immer nichts davon hören, ſondern war aufgeſprungen, hatte ſeinen Hut ergriffen und eilte zur Thüre.

Da nahm der Dichter ſeine Hand und führte ihn gewaltſam zurück, bis zu dem geöffneten Fenſter, durch welches die untergehende Sonne und der aufgehende Mond mit ſcheidenden und grüßenden Blicken hereinſahen.

„Wie gefällt Euch dieſe Doſe?" fragte nun Storax zum dritten Male, mit bebender Stimme und naſſen Augen. Ihr Deckel zeigte auch eine untergehende Sonne und einen aufgehenden Mond, wie draußen die ſtille fei-

ernde Natur, und drunter ſtanden die Worte des Wei-
ſen, die Friedrich ſchon vor Jahren aus dem Munde des
Thoren vernommen: Nemo ante mortem beatus!

„Verſteh ich dich?“ — fragte der Baron in ſchmerz-
licher Ahnung zuſammenbebend, und ſah noch einmal
nach der Sonne hinaus, deren königlichen Leichnam aber
ſchon der Purpur der Abendröthe bedeckte.

„Sie iſt nicht mehr“ — entgegnete der Dichter, nach
den Bergen weiſend, und eine helle Thräne rann lang-
ſam über ſeine bleiche Wange. — „Auch er iſt nicht mehr!
Nur die Abendröthe ſeines edlen Wirkens blieb zurück,
um die Nacht, die uns erwartet, noch eine Weile zu er-
hellen.“ — — —

Friedrich hatte ſich mit ſtummem, gewaltigen Schmerz
in das offene Fenſter gelehnt, und ſtarrte lange vor ſich
hinaus, als wollt' er die röthlich dämmernde Ferne, und
die rauſchenden Wälder und die ewigen Sterne, die lang-
ſam aufblitzten am wolkenloſen Himmel, um das Räth-
ſel des Daſeyns befragen.

„O du geheimnißvolles unbegreifliches Walten“ —
ſprach er vor ſich hin — „du ewig fortgehender Pulsſchlag
der Natur, den wir Leben nennen, wer löſet mir alle
die unauflösbaren Verkettungen und Verſchlingungen, in

denen du dich zeigſt? Wo iſt nun die ſtolze Zuverſicht, mit der ich gut zu machen hoffte, was einſt ſchlimm geweſen — wo der ſüße Traum von edler, ruhiger Wirkſamkeit am Herzen des verkannten und wieder erkannten Freundes, deſſen ich erſt jetzt würdig zu ſeyn dachte? Wo dieſer Freund ſelbſt?" — Immer ernſtere Fragen drängten ſich dem Sinnenden auf. Die Vergangenheit ging an ihm vorüber von ſeiner früheſten Jugend an in allen ihren wechſelnden Geſtalten; er verglich das, was er jetzt fühlte und dachte, mit dem, was er einſt gefühlt und gedacht; er hielt die Summen von vereitelten Wünſchen und getäuſchten Hoffnungen gegen die Erfahrung, die er daraus gewonnen — ſein Blick wurde ruhiger, ſein Herz ſchlug gemäßigter, und die Stille der mondhellen Nacht kam über ſeine erſt noch ſo ſtürmiſch bewegte Seele.

Jetzt ward es plötzlich laut; Poſthörner ſchallten, Wägen raſſelten heran, eine weibliche Stimme — Friedrich erkannte ſie mit ſchmerzlicher Wehmuth wieder — fragte laut und herriſch ob der Gaſthof ſchon beſetzt ſey? — Der Wirth antwortete, ſo eben ſey der Rath Bornklau angekommen, und werde mit ſeinem Neffen, der ihm vorausgegangen, hier übernachten, um morgen nach den Bädern von * * * abzugehen.

„Glück auf die Reiſe, Herr Gemahl" — ſprach die Dame, die ſich in dem Wagen aufgerichtet und den Schleyer gelüftet hatte, ſo daß Friedrich noch einmal die Züge erblickte, deren Zauber ihn einſt ſo ſehr ergriffen — „Glück auf die Reiſe, Herr Gemahl!" — wiederhohlte ſie noch einmal — „Wir ſehen uns hoffentlich nicht wieder." —

Die Poſtillione blieſen, und fort gings, lärmend und brauſend durch die Nacht dahin.

Mit einem Seufzer zog ſich Friedrich nun in die Stube zurück, aus dem ſein Geſellſchafter einſtweilen verſchwunden war, dagegen hatten ſich neue vorgefunden und er vernahm im Nebenzimmer bekannte Stimmen.

„Fürwahr," rief die Eine — Angenberg war darin nicht zu verkennen — „ich täuſche mich nicht, verehrteſter Onkel — es war die gnädige Tante."

„Und nach Italien" — ſagte jetzt der Angeſprochene — Bornklau — „nach Italien will ſie gehen? —

„So verſicherte heute Morgens Cryſalinde."

„Endlich frei!" — jubelte Bornklau aus tiefſter Bruſt — „nun, Carl laß Champagner bringen, und vertrinke deinen Groll auf den jungen Dichterbengel — er ſoll uns nicht entgehen!" — —

„Storax, du hatteſt Recht!" ſprach Friedrich dage-

gen und wendete ſich wieder in nächtliche Einſamkeit zurück, um ſich dort den Troſt und Muth zu holen, der ihm nöthig war.

Da kehrte der Dichter ſelbſt wieder zurück. Ein Aufwärter folgte ihm mit Lichtern und friſchen Wein. Nachdem der Letztere das Zimmer wieder verlaſſen, zog Storax heimlich zwey funkelnde Kelchgläſer hervor, füllte ſie mit dem köſtlichen Trank, und weckte nun den Baron aus ſeinen Träumen.

„Kommt Freund" — rief er — „ſeht Euch hier die Gläſer an, und thut mir Beſcheid. Auch die Todten ſollen leben!"

Wehmüthig lächelnd kehrte ſich der Baron nach dieſer Einladung um, aber — ein Blick auf die Gläſer veränderte ſeine Stimmung. Haſtig eines derſelben ergreifend, frug er dringend: „Woher haſt du dieſe Pokale? Wahrhaftig, hier ſteht mein, hier Ernſt's Name — es ſind die nämlichen" —

„Aus denen Ihr einſt auf dem Veſuv Bruderſchaft getrunken. Als Ihr Euch vor zwölf Jahren, bei Eurer ſchnellen Abreiſe von hier, mit Ernſt verſöhntet, da gabt Ihr ihm Euer Glas mit der Bitte, beide zu bewahren, bis Ihr einſt zurückkehrtet, um dann zuerſt aus dieſen

Kelchen die Tropfen des freudigen Wiederſehens zu ſchlürfen, und als Ernſt hinauszog vor vier Jahren in den Kampf für Recht und Vaterland, da legte er ſie mit den Worten in meine Hände: „„Wenn ich nicht wieder komme, ſo trinke du, ſtatt meiner, ihm das Willkommen zu, und ſag' ihm, wie ich geſtorben, damit er lerne — zu leben."" — —

„Und er iſt wirklich nicht mehr zurückgekehrt?" fragte Friedrich, die naſſen Augen auf das Glas des Freundes heftend, das er noch immer feſthielt.

„Auf dem Schlachtfeld bei Leipzig" — entgegnete Storax — „in des liederreichen Körners Nähe, in der jubelndſten Siegerfreude, im vollſten freudigſten Gefühl der edlen Kraft des deutſchen Volkes endete eine Kugel ſchnell ſein Leben, und zwar in derſelben Stunde — ich weiß es genau Friedrich, und es iſt kein poetiſcher Schmuck — in derſelben Stunde, da ſeine heißgeliebte Gattinn die ſchönen Augen auf ewig ſchloß, plötzlich von einem bösartigen Nervenfieber ergriffen, das aber nicht mit grellen ſondern hellen Phantaſien ihren Tod herbeiführte. Darum, ſtoßt an — die Todten ſollen leben!" —

„Die Lebendigen aber" — ſetzte der Baron hinzu — „ſollen von ihnen leben lernen; o mein Ernſt, ich verſtehe dich!"

„Ja" — ſprach Storax tief und feierlich, nachdem ſie beide ihre Gläſer geleert hatten, und nun mit ſtiller Wehmuth einander gegenüberſtanden — „es gibt eine Schule des Lebens, und ich denke, ſie hat uns erzogen, wenn wir ſie auch nicht ſo ganz durchgangen haben, wie der dort oben!" —

Stumm drückten ſie ſich hierauf die Hände und ſchieden, um Jeder für ſich dieſe erhabene Nacht in Einſamkeit und Nachſinnen zu beſchließen.

Der Baron und ſein Freund blieben übrigens von nun an in Wort und That der Schule getreu, welche ſie, nach ſo manchen Fehltritten und Mißgriffen, zu Männern im wahren Sinn des Wortes umwandelt hatte, und fanden in voll kräftiger mannigfacher Wirkſamkeit, die immer nach dem Ganzen ſtrebte, den Erſatz für die verfehlten und einſeitigen Beſtrebungen ihrer Jugend.

Von den Übrigen aber erfuhren ſie nur, daß Sophie bald nach ihrer Abreiſe in Italien verſtorben ſey, und daß Bornklau ſich hierauf zu Paris neuerlich vermählt habe — mit einer kleinen niedlichen Tänzerinn.

Erfüllung.

Erfüllen wird uns einſt ein beſſ'res Leben
Was eitle Träume hier die Zweifler nennen,
Sie, welche nicht die leiſe Stimme kennen,
Der unſer Herz ſich neigt mit ſüßem Beben.

Wenn frei wir über dieſen Feſſeln ſchweben
Die feindlich hier verwandte Seelen trennen,
Und rein in uns der Liebe Gluten brennen:
Dann wird zur Wahrheit ſich der Traum verweben.

Des Lebens enggezog'ne Kreiſe ſchließen
Der Sehnſucht Flug nicht ein: auf Adlerſchwingen
Erhebt ſie ſich in höh're Regionen;
Umſonſt nicht hat ſie ſich der Erd' entriſſen
Und los-gemacht von niedrer Lüſte Schlingen
Erfüllung wird einſt ihren Glauben lohnen.

M. Enk

Die Weihe.

Wen unter ſanften Nachtigallentönen
Urania mit heiterm Lächeln küßte,
Der achtet nicht des Lebens niedre Lüſte,
Und ſchwelgt im blühenden Genuß des Schönen.
Darf frech ihn gleich die Zunft der Zweifler höhnen
Sie macht darum die Welt ihm nicht zur Wüſte;
Was liebend ſeines Herzens Sehnſucht grüßte,
Es iſt! und wird einſt ſeine Sehnſucht krönen.
Und mag auch feige Weisheit ihn umwinden:
Er ſprengt mit raſch entſchloſſnem Muth die Bande,
Und ſchwingt ſich auf zum heimathlichen Lande
Der beſſern Sehnſucht Lohn am Ziel zu finden,
Das heiter ihn umglänzt in Himmelsklarheit
Ihm treu verheißen durch den Mund der Wahrheit.

M. Enk.

Der Mönch auf dem Kahlenberge.

Von

Caroline Pichler, gebornen von Greiner.

Abend war es, die Sonne ſank in die weſtlichen Berge,
Und blauröthlicher Duft ſchwebt' um die waldigen Höhn.
Nun iſt des Tages Müh, die Laſt der Hitze getragen,
Und herüber vom Strom weht ein erfriſchender Wind.
Langſam kehret vom Feld der Landmann heim mit den Stieren,
Aus dem Rebengebirg ſteiget der Winzer herab;
Heerden wandeln daher durch thauige Wieſen, und lieblich
Miſchet ihr helles Geläut ſich in den ernſteren Klang,
Der von des Berges Gipfel herab, vom Thurme des Kloſters,
Ruhe verkündend jetzt weit durch die Gegend erſchallt.
So wie der letzte Ton verhallt, eröffnet der Zelle
Thüre ſich leiſ', ein Greis tritt in den Garten heraus.

Er blickt um ſich auf dieſe ſtillen Räume,
Wo Alles Spuren ſeines Fleißes trägt,
Ihn grüßen ſeine Blumen, ſeine Bäume,
Die liebend er mit treuer Hand gepflegt.
Hier iſt ihm ſchon ſo manches Jahr verfloſſen,
Seit er den Sinn zum Himmliſchen gelenkt,
So manche Wunde hat ſich ſtill geſchloſſen,
Und tiefe Ruhe ſich in ſeine Bruſt geſenkt.

Einſt trieb er ſich in wildbewegtem Leben
In fernen Ländern, und in Lagern um.
Dem Held Savojens war er treu ergeben,
Und theilte ſeine Mühen, ſeinen Ruhm.
Zuletzt, des wüſten Kriegerhandwerks müde,
Enttäuſcht von manchem liebgewordnen Wahn,
Floh er hierher, und dieſer Mauern Friede
Zeigt ihm ſein wahres Glück auf ganz verſchiedner Bahn.

Doch bleibt ihm ſtets noch die Erinn'rung werth,
Es weilt ſein Geiſt gern auf vergangnen Tagen;
Was immer Öſtreichs Glück und Ruhm vermehrt,
Es macht auch jetzt ſein Herz noch höher ſchlagen.

So tritt er an des kleinen Gartens Rand,
Und blickt hinaus, und ſiehet mit Vergnügen
Das wechſelnd ſchöne, reich bebaute Land
Im Abendſonnenglanz zu ſeinen Füßen liegen.

Er ſieht den Strom, die Inſeln voller Auen,
Die Kaiſerſtadt mit ihrem Häuſermeer,
Den Stephansthurm weit hin im Land zu ſchauen,
Das Waldgebirg, die Dörfer rings umher;
Er ſteht und ſinnt, ſchaut übern Strom hinüber —
Was hat der Strom — was hat der Thurm geſehn?
Was wird noch in der Zeiten Lauf geſchehn? —
Und Öſtreichs Schickſal geht vor ſeinem Geiſt vorüber.

Dort wo der Grenze blaue Hügel ragen,
In ſteilen Ufern rollt der Leytha Flut,
Da ward einſt eine große Schlacht geſchlagen,
Ein Fürſt von Öſtreich fiel in ſeinem Blut. *)
Dann wurde, wo ſich in des Marchfelds Ferne
Der Blick verliert, getilgt der lange Streit;

*) Friedrich der Streitbare, der letzte Herzog aus dem babenbergiſchen Hauſe, blieb in der Schlacht an der Leytha gegen die Ungarn.

Mit Habsburg leuchteten uns beſſ're Sterne,
Und Glück und Friede kam nach langer trüber Zeit.*)

Und was hat nicht der graue Thurm geſehen,
Seit Rudolphs frommer Enkel ihn erbaut!
Geſchlechter wachſen, blühen und vergehen,
Jetzt Friedensſegnungen, jetzt Kriegeslaut,
Zweimal der Türken unzählbare Horden
Ergoſſen übers blutgetränkte Land,
Die Stadt beſtürmt, in Dörfern Raub und Morden,
Kein Heiligthum verſchont, kein Alter und kein Stand.

Selbſt hierher trugen ſie die Kriegesflammen,
Das Kloſter ward durch ihre Wuth zerſtört,
Es ſank der Bau in Schutt und Graus zuſammen,
Und wer der Flamm' entging, der fiel durchs Schwert.
So war es einſt — Was wird die Zukunft bringen?
O wär' es mir vergönnt mit Seherblick,
Die ſtreng verhüllten Räume zu durchdringen,
Und zu enträthſeln dort des Vaterlands Geſchick!

---

*) Die Schlacht zwiſchen Rudolph und Ottokar, welche Öſterreich an das Haus Habsburg brachte.

Alſo denkt er, und ſteht, und verſinkt in wachenden
Träumen,
Die vor dem geiſtigen Blick wechſelnd vorüber ihm ziehn.
Und nun wendet er ſich, verläßt des Gartens Umhegung,
Dort an der Zelle Thür ladet der mooſige Sitz
Ihn zur Ruhe. Er ſetzet ſich hin. — Hier breitet kein weites
Unabſehliches Land ſich vor dem irrenden Blick;
Lieblich begrenzen ihn hier die waldigen Höhen, die hellen
Hügel mit Reben bepflanzt, Wieſen im blumigen
Schmuck.
Aber es achtet der Greis, in ſeine Gedanken verloren,
Nicht des freundlichen Bilds, welches vor Augen
ihm ſteht,
Nicht des ſeltenen Strauchs ausländiſcher Blumen, den
ſorglich
Er im Topfe gepflegt, und der jetzo die Pracht
Glühender Farben entfaltet am Strahl der ſinkenden
Sonne,
Rings den Garten umher füllend mit würzigem Duft,
Auch der zahmen Vögelchen nicht, die zu treuen Gefährten
Seiner Einſamkeit längſt liebend und ſorgend er zog.
Unbemerket umhüpfen ſie heut ihn, trinken des Quelles,
Picken ihr Futter und Er achtet der Zwitſchernden nicht.

Selbſt das Buch, das erhebende fromme, den Händen entſinkt es,
Und weit ab von dem Blatt ſchweifet ſein ahnender Sinn.
Aber jetzo geſtalten vor ihm ſich die ſchwebenden Bilder
Deutlicher, und er erkennt plötzlich den Strom und das Land. —
Das iſt der Donau Fluth — das ſind die Flächen des Marchfelds
Und zwei feindliche Heer' ſtehen zum Kampfe bereit.
Jenſeit über dem Strom erkennt er Öſterreichs Fahnen,
Aber ein fremdes Volk ſtrömt aus den Thoren der Stadt.
Staunend ſieht es der Greis, nicht faſſend des Bildes Bedeutung —
Da verwirrt ſich der Kampf — weithin erbebt das Gefild,
Wolken von Rauch zertheilt der röthliche Blitz der Kanonen,
Schaaren weichen zurück, Schaaren drängen heran.
Aber die unſrigen ſind's, die Öſterreicher, die ſiegen;
Eilend weichet der Feind, wiche noch weiter zurück,
Doch es hemmet der Strom, geſchwellt vom Schnee des Gebirges,
Da er der Brücke Band donnernd, das rettende, bricht.

Und eine Stimme hört er ſich erheben
Die leiſ' in ſeinem Innerſten ertönt:
Was du hier ſiehſt — der Enkel wirds erleben,
Es iſt ein Tag von Ruhm und Glück verſchönt.
Ein Fürſt von Öſtreich macht den Helden beben,
Den bis dahin der Sieg noch ſtets gekrönt,
Und er, der noch vor keinem Feind gezittert,
Fühlt hier zum erſtenmal den Stolz erſchüttert.

Alſo flüſtert der Ton und verſtummt. Da wachet der Greis auf,
Starret wundernd um ſich, faſſet nicht, wie ihm geſchehn.
Jetzt erhebet er ſich, und ſchreitet ſtaunend und langſam
Hin zur Mauer, zu ſchaun, was ihm erſchienen im Traum.
Aber Dämmerung decket bereits die Gegend, in Oſten
Flimmert es dort, wo der Mond hinter den Düften ſich birgt,
Und wie der mächtige Ball rothglühend ſteigt aus den Dünſten
Später mit ſilbernem Glanz freundlich zu leuchten der Welt, —

Sieh da erinnern der kommenden Nacht feuchtathmende Lüfte,
Und der ſtärkere Thau, welcher dem Boden entſteigt,
An ſein Alter den Greis, und an die verſpätete Heimkehr,
Einen ſcheidenden Blick wirft auf die Gegend er noch,
Denket des Bildes, das ihm erſchien, der kommenden Tage,
Und kehrt, ſinnend und ernſt, nun in die Zelle zurück.

Begegnung.

Wie ſchön ſie war! Die bräunlich blonden Flechten
Bedeckt vom Strohhut mit dem breiten Rand,
Ging ſie allein. — Doch nein! zu ihrer Rechten
Ging Unſchuld, wie ein Kind ſie leitend an der Hand.

Das Antlitz Roſen; aber nicht wie rothe,
Wie weißer Roſen Schmelz im Morgenthau;
Das Auge, feurig kaum, — denn Feuer drohte, —
Nicht blau, nicht braun, faſt fürcht' ich, eher grau;

Und doch, hob ſich der Wimper weiche Seide,
Und richtete der Stern ſich heimathwärts,
In warmen Strahlen lächelnd wie die Freude,
In feuchtem Thaue ſchwimmend wie der Schmerz.

Nichts ſcharfgezogen in dem ſchönen Runde,
Die Naſe wie kein Kunſtblatt ſie begehrt,
In weichem Einbug ſchließend zu dem Munde,
Halb kindiſch faſt nach aufwärts noch gekehrt.

Der Mund, in üpp'ger Fülle leicht geſchloſſen,
Hielt nur zu ſehr mit ſeinen Perlen Haus,
Doch Blumen gleich, von Zephirhauch umfloſſen,
Sog er die Luft, und hauchte Balſam aus.

Der Glieder Spiel — doch vor dem milden Scheine
Trat ich zurück, ob gleich von Wünſchen heiß,
Der leichte Kahn, wie ſchön trägt er die Eine:
Spräng' noch ein Zweites zu — wer weiß? wer weiß?

Grillparzer.

Das Bild des Theuerdanks.

Die beſte Stube in meinem Haus,
Die ſchaut in den grünen Wald hinaus,
Und nach den Bergen, luftig und frei,
Und nach dem Strome, der ewig neu,
Und nach dem blauen Himmelszelt,
Mit ſeiner Sonnen= und Sternenwelt.

Die beſte Stube in meinem Haus,
Die ſchmückt keine gold'ne Tapete aus,
Es ſteht kein köſtlich Geräthe darin,
Ihr einziger Spiegel iſt ein frommer Sinn,
Ihr einziger Schmuck ein uraltes Bild,
An grauer Wand, aber freundlich und mild!

Das Bild hängt wohl hundert Jahre ſchon da,
Das Herz ging mir auf, ſo oft ich es ſah;
Mein Großvater ſtand und mein Vater davor,
Und ſchauten oft lange zu ihm empor,

Und ſchauten, wie ich, in das treue Geſicht,
Aus dem die hochwichtigſte Kunde ſpricht!

In keiner Schrift, und in keinem Buch
Steht ſo lebendig geſchriebener Spruch,
Und keine Hiſtorie erzählt uns das,
Was ich aus dem alten Bilde las;
Eine Welt voll Thaten und Kämpfen und Krieg,
Für Wahrheit und Recht der große Sieg!

Das Erſte, was d'rinnen geſchrieben ſteht,
Das iſt ein Herz von Liebe durchweht,
Von heiliger Liebe, die Alles umfangt,
Und die nach der Liebe Aller verlangt,
Ein Herz voll Liebe, voll Treue und Muth,
Das ſtrahlt aus den A u g e n mit himmliſcher Gluth!

Und Zweitens erkenn' ich und preiſ' ich darin
Den echten den ſchlichten Ritterſinn,
Er trägt ein gutes Schwert in der Hand
Für Gott, für Ehre und Vaterland,
Zum Kampf gegen alles Schlechte bereit —
Das glänzt auf der S t i r n e voll Heiterkeit.

Und Drittens ſtrömet, vollklingend und hell,
Aus dem Bilde hervor der *Begeiſterung* Quell,
Für Alles, was groß und ſchön und wahr,
Eine heilige Flamme auf heil'gem Altar,
Und dieſer Altar iſt der lächelnde *Mund*,
Der den *ewigen Frieden* der Künſte gibt kund!

Das aber, was ſich im *Ganzen* weiſt,
Das iſt der ſiegende mächtige Geiſt,
Der ſchaffende Geiſt, den nichts irre führt
Und dem darum eine Krone gebührt;
Eine Kaiſerkrone dem Kaiſerhaupt,
Das Palm' und Lorbeer gleich ſchattig umlaubt! —

Dieß iſt das Bild, das uralte Bild,
Das immer noch freundlich und immer noch mild
Meine beſte Stube ſeit Jahren ſchmückt,
Das hinaus in's blühende Öſterreich blickt
Und hinauf in die Sonnen- und Sternenwelt —
Es iſt der *Max*, der *Theuerdanks-Held*!

Ludwig Halirſch.

Die Mutter am Christ-Abend.

Von J. P. Hebel.

(Allemaniſches Gedicht.)

Er ſchloft, er ſchloft! Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
Di Mutter goht mit ſtillem Tritt,
ſie goht mit zartem Mutter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henki der denn dra?
Ne ſchöne Lebchueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinſte Zucker-Mehl.

Die Mutter am Chriſt=Abend.

Aus dem Allemaniſchen

von Hebel.

Er ſchläft, er ſchläft! da liegt er, wie ein Graf!
Du lieber Engel, Ein's bitt' ich,
Daß nichts, ja nichts erwecke dich,
Gott gönnt's dem Kind im Schlaf!

Erwache nicht, ich bitt', ich bitt'!
Es geht die Mutter mit ſtillem Tritt,
Sie geht mit zartem Mutterſinn,
Und holt den Baum im Stübchen d'rin!

Was häng' ich dir nun Alles d'ran? —
Den ſchönſten Pfefferkuchen=Mann,
Ein Lämmchen und ein Röſchen,
Und Blümchen weiß und roth dabei
Von feinſter Zuckerbäckerei!

's iſch gnueg, du Mutter=Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz.
Gib's ſparſam, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helſet er Zucker=Brod.

Jez Rümmechrüſliger her,
die allerſchönſte, woni ha,
's iſch nummen au kei Möſeli dra.
Wer het ſie ſchöner, wer?

's iſch wohr, es iſch e Pracht,
was ſo en Oepfel lacht;
und iſch der Zucker=Beck e Ma,
ſſe mach er ſo ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de ſchöne.
O Chind vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was iſch me do inn?
ne Büechli, Chind, 's iſch au no di.

Es iſt genug, du Mutterherz!
Viel Süßes macht auch vielen Schmerz,
Gib's ſparſam! denn der liebe Gott
Beſcheert nicht täglich Zuckerbrot! —

Jetzt dieſe runden Äpfel her!
Die allerſchönſten nehm ich nur,
Von keinem Fleckchen eine Spur —
Wer hätte ſie wohl ſchöner — wer?

Es iſt doch eine rechte Pracht
Wie ſolch' ein Apfel lacht;
Der Zuckerbäcker iſt auch ein Mann:
Doch mach' er ſolchen, wenn er kann —
Den hat der liebe Gott gemacht!

Was aber gibt es hier noch mehr? —
Ein Wiſchetüchlein, weiß und roth,
Und zwar Ein's von den ſchönen,
O Kind, vor bittern Thränen
Bewahr' dich Gott, bewahr dich Gott!

Und was denn weiters nehm' ich wohl?
Dieß Büchlein, Kind, iſt auch noch dein,

I leg der ſchöni Helgeli dri,
und ſchöni Sibetli ſin ſelber drinn.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Gute —
Potz tauſig, no ne Ruthe!
Do iſch ſie ſcho, do iſch ſie ſcho!

’s cha ſy, ſie freut di nit,
’s cha ſy, ſie haut der ’s Büdeli wund;
doch witt nit anderſt, ſen iſchs der gſund,
’s mueß nit ſy wenn d’ nit witt.

Und willſchs nit anderſt ha,
in Gottis Name ſeig es drum!
Doch Muetter-Lieb iſch zart und frumm,
ſie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letſchli dra.

Jez wär er usſtaffirt,
und wie ne May-Baum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het ’s Wienecht-Chindli alles gmacht.

Ich lege ſchöne Bilder hinein,
An ſchönen Sprüchen iſt's ſchon voll! —

Nun, mein' ich, wäre nichts mehr da,
Und Alles gut beſtellet,
Doch nein! — Die Ruthe fehlet —
Hier iſt ſie ja, hier iſt ſie ja!

Die freut dich nicht, das glaub' ich ſchier,
Ich glaub's, ſie haut dein Pätſchchen wund,
Doch willſt du's ſo, dann iſt's geſund,
Nur wenn du's willſt, ſo wird ſie dir!

Und willſt du es nicht anders, ey,
In Gottes Namen dann;
Doch Mutterlieb iſt zart dabei,
Sie windet rothe Bändchen d'rum,
Und bindet Mäſchchen d'ran!

Nun iſt er völlig ausſtaffirt
Und wie ein Maibaum aufgeziert,
Und wenn bis früh der Tag erwacht,
Dann hat das Chriſtkind ihn gebracht! —

De nimmſchs und dankſch mer's nit;
Drum weiſch nit, wer ders git;
Doch machts der numme ne frohe Muth,
und ſchmekts der numme, ſen iſchs ſcho gut.

Bym Blueſt, der Wächter rüeft
ſcho Delfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me ſi vertieft,
wenns 's Herz an näumis Nahrig findt!

Jez, bhütdi Gott der Her!
en anderi Cheri mehr!
Der heilig Chriſt iſch hinecht cho
het Chindes Fleiſch und Blut ag'no;
Wärſch au ſo brav, wie er!

So nimm es hin und dank's nicht mir,
Du weiſst nicht, wer's gegeben dir,
Doch macht es dir nur frohen Muth
Und freut's dich nur, ſo iſt's ſchon gut! —

Der Wächter ruft, und in der That
Schon Eilf! — Wie doch die Zeit enteilt
Und wie man ſich verweilt
Wenn's Herz nur Etwas Nahrung hat! —

Nun, Gott behüte dich, der Herr,
Ein ander Mal noch mehr!
Es kommt heut Nacht der heil'ge Chriſt
Der Kind, wie du, geworden iſt;
Werd' auch ſo brav, wie er!

Meta Communis.

Im Lenze.

1.

Die Erinnrung an die Freunde,
Die mir je das Glück vereinte,
Nahe, ferne, liebe, treue,
Taucht im Lenze nun auf's neue
Friſch mir in der Seele auf:
So wie aus den Erdenſchooßen
Auferſteh'n die ſchönen Roſen,
Wie aus holder Philomelen
Liederreichen Sängerkehlen
Steigt der Melodieenlauf.

Jede Blume nickt mir ſüße
Wohlbekannte, liebe Grüße,
Jede ſpricht mit Freundestone,
Und aus jeder Blütenkrone
Schaut ein vielgeliebtes Haupt.
Seid nicht böſe, wenn ich wanke:
Ach, es iſt der Luſtgedanke, —

Weil ich all' die lieben Freunde,
Die mir je das Glück vereinte,
Hier zu ſehen nicht geglaubt.

2.

Weil dieſer Frühling nun herangekommen,
Ein wenig rauh und als die frühern kälter,
Da habt ihr gleich den Mund gar voll genommen
Und ſeid mit Haſt geworden ſeine Schelter.
So harret nur bis weiter er entglommen,
Bis er bei euch geworden ſein wird älter:
Wie mancher hat uns widrig eingenommen,
Er ſchien uns erſt ein Böſer und Verſtellter,
Der ſpäter ſich als Freund uns hat bewieſen,
Als die Gelegenheit ihm kam zu dieſem.

3.

Am Wandſpalier
Der Pfirſchenbaum,
Fährt ſüß empor
Vom Wintertraum:
Biſt du nun hier
Lenzſonnenſchein,
Mich fror, mich fror,
Ins Mark hinein.

Die Lerche ſchwirrt
Empor in's Blau,
Sei mir gegrüßt
Du Azurblau;
Die Taube girrt
Die Welle ſtrahlt,
Die Blume ſprießt
Im Lenze bald.

Der Menſch allein
Verkennt das Licht,
Sieht Lenzesluſt
Und faßt ſie nicht;
Lenzſonnenſchein
Bannt alle Pein,
Nur Menſchenbruſt
Läßt ihn nicht ein.

4.

Der Frühling kommt und gründet Maienluſt,
Die Seele auch entzündet Maienluſt;
Auf Blumenblättern ſtehet hell geſchrieben:
Verbreitet, duftverbündet, Maienluſt!
Die Sänger, die im Winter ſtumm geblieben,
Ein jeder nun verkündet Maienluſt:

Der Mondglanz ſtrahlt, indem er ſilberklar
Sich durch das Dunkel windet, Maienluſt.
Und wie ſo ſtill am blühenden Altar
Nun Erd' und Himmel findet Maienluſt:
Da wird dem Menſchenherzen wunderbar,
Es jubelt und empfindet — Maienluſt.

5.

Der Baum, der abgedorrte,
Er ſprießt und grünt,
Wenn Frühlingsworte
Erklungen ſind;
Der Bach, der übereiste,
Seht wie er zieht
Und weicht dem Frühlingsgeiſte
Sein Wellenlied;
Der Sänger, der betrübte,
Er ſingt und klingt,
Weil Lenz, der vielgeliebte,
Geſang ihm bringt.

Der Baum trägt vielleicht nimmer
Im Herbſte Frucht,
Er hat nur Blüthenſchimmer
Hervorgeſucht;

Den Bach, den unerſchrocknen,
  Bergab gewandt,
Seht ihr vielleicht vertrocknen
  Im öden Sand;
Vielleicht, daß niemals Kränze
  Mein Lied erringt:
Gleichviel, es tönt im Lenze,
  Wo alles ſingt!

6.

Iſt der Tag ein ſüßer Junge,
Niemals traurig noch betrübt,
Der mit kühnem Liederſchwunge
Seines Jubels Kunde gibt;
Dann iſt Nacht ein holdes Mädchen,
Liebegebend und verliebt,
Deſſen Nachtigallenzunge
Tauſend weiche Lieder übt.

Weiß der Tag hell auszumalen,
Zu vergolden Meer und Land,
Daß durch ſeine Luſt die Qualen
Herzen bleiben unbekannt:

Weiß die Nacht mit Sternenperlen
Auszuſchmücken ihr Gewand,
Daß ſo Stern' als Herzen ſtrahlen,
Wie ein reiches Liebesband.

In des Tages Strahlengüſſen
Schweigt beſchämt die Nachtigall:
Als ob ſie bewundern müſſen
Solchen Glanz allüberall;
In der Nacht geweihtem Dunkel
Aber erſt erwacht ihr Schall,
Alle Sterne zu begrüßen
Und den treuen Wiederhall.

Nun ſo ſeid auch mir geprieſen,
Holder Tag und holde Nacht:
Tagesdurch will ich genießen
Was er Schönes dargebracht,
In den Nächten aber träumen
Will ich, was mich ſelig macht,
Von der Liebe Paradieſen,
Von der Liebe ſtillen Pracht!

Manfred.

Schlussmotto.

So wiſst, es ſind zwey ſolche Lenzgewalten
In meiner Bruſt vereint, Geſang und Liebe,
Die wechſelweis ſich heben und begeiſtern.
Lieb' und Geſang, wo die zuſammenhalten,
Da müſſen alle andern Frühlingstriebe
Gedeih'n, und Froſt kann ſie nicht übermeiſtern.

Fr. Rückert.

Papagei und Rabe.

Perſiſche Fabel.

Papagei in grüner Seide,
Rabe in dem ſchwarzen Tafft
Saßen eingeſchloſſen beide
In deſſelben Käfigs Haft.
Seinem häßlichen Genoſſen
Zürnte viel der Papagei,
Weil es innig ihn verdroſſen,
Daß er ihm geſellet ſei.

Welche widerliche Kleidung,
Welche eckelhafte Zier,
Welche Sittenunterſcheidung
Rabe, zwiſchen dir und mir!
Ich, Smaragd im grünen Glanze
Du ſo gräulich als die Nacht:
Ich zum Sange und zum Tanze
Du zum Abſcheu nur gemacht.

Möchten wir geſchieden ſtehen
Von einander weit und lang,
Wie das Sonnenauferſtehen
Von dem Sonnenniedergang!
Weſſen Augen Dich erreichen,
Deſſen Tag iſt ſchon getrübt:
Stelle Dich zu deines Gleichen,
Wenn's noch ſolchen Abſcheu gibt.

Doch was wunderbar vor allen,
Auch der Rabe war erboßt,
Weil das Schickſal nach Gefallen
Zu dem Papagei ihn ſtoßt;
Wie vergällt ihr meine Tage,
Götter, daß ihr ſo mich ſtraft,
Daß ihr jetzt mir dieſe Plage
Sendet zur Genoſſenſchaft!

Schwätzer, unverſchämt und niedrig,
Angeputzter Unverſtand,
Der, mir in der Seele widrig,
Sich in meine Nähe fand;

Beſſer, auf verfallner Mauer
Schreiten, Raben zugeſellt,
Als mit dir in Einem Bauer
Eigen ſein dem Schah der Welt!

Iſt's ein Kerker doch dem Frommen,
Wenn der Arme mit Verdruß
Unter Frevler aufgenommen,
Ihre Gräuel ſehen muß.
Fliehen muß man jede Stelle,
Wo dein Bild ſich ſehen ließ:
Lieber einſam in der Hölle,
Als mit dir im Paradies!

Sadi, der uns dieß erzählte,
Sadi füget noch hinzu:
Wundert euchs, wenn Auserwählte
Suchen einſam ſtille Ruh?
Staunt ihr, wenn die Weiſen Thoren
Flieh'n, und ihren Umgang ſcheu'n,
Und die Zeit, die ſie verloren
Unter Thoren, tief bereu'n?

Aber wenn es euch nun klarer,
Daß der Weiſe Thoren flieht,
Iſt es nicht noch wunderbarer
Wenn das Gegentheil geſchieht?
Denn wenn Weiſe Thoren mieden,
Sind ſie Thoren gleich verhaßt,
Weil der Kluge unterſchieden
Iſt, und in den Bund nicht paßt.

Darum ſpricht der Thor zum Weiſen:
Alle blüh'n wir hier im Kreis,
Wie ein Roſenband zu preiſen,
Du nur biſt ein dürres Reis.
Wenn wir etwa dir mißfallen,
Werde nur nicht gleich erboßt:
Du mißfällſt uns eben allen,
Daß ſei deiner Weisheit Troſt!

Manfred.

Vom Garten.

Perſiſch.

Einſt durch einen ſchönen Garten
Ging ein Weiſer hin im Mai,
Blumen wuchſen aller Arten
Unter Liedern vielerlei.

Roſenkelch that ab den hellen
Gürtel, wie das Morgenroth,
Und entgegen wollte ſchwellen
Tulpe ihrem nahen Tod.

Blumen ſtanden farbenblühend,
Vieler Duft und vieler Schein,
Wie im Becher purpurglühend
Glänzt und duftet ſüßer Wein.

Abſeit rankten Dorngewinde
Und verwundeten ſich ſelbſt,
Und zur Weide ſprach die Linde:
Wie du maleriſch dich wölbſt!

Von dem Blütenhaupte thaute
Der Viole Seidenhaar,
Und den eig'nen Reiz beſchaute
Die Narciſſe immerdar.

Von der Roſe Prachtgeſchmeide
Hatte Tulpe ſich geborgt,
Leben ſie auch kurz nur beide,
Doch des Todes unbeſorgt.

Und hinweg ging nun der Weiſe
Aus dem Paradieſe fort,
Doch nach einer langen Reiſe
War er Winters wieder dort.

Wo einſt Roſenduft ihn grüßte,
Nachtigallenmelodei,
Grüßte jetzt ihn eine Wüſte.
Und der Raben heiſrer Schrei.

Nicht die kleinſte Spur von allen,
Was ſo ſchön ſich einſt verklärt,
Und das Blumenheer gefallen
Durch der Dornen ſcharfes Schwert.

Alle Liederkehlen ferne,
Alle Blüthen ausgebrannt,
Ausgeglommen alle Sterne
Und verödet rings das Land.

Und ein Siedlerhaus erbaute
Thränen weinend ſich der Mann,
Weil im Tod er Alles ſchaute,
Dem der Geiſt nur trotzen kann.

Deſſen hat gar ſchöne Kunde
Mir Nizami's Lied gewährt,
Der mit vielberedtem Munde,
Alles ſei vergänglich, lehrt.

Manfred.

Fernandez.

1.

Stolzer Andaluſierrappe,
Sprich, wo will dein Toben hin?
Willſt du nach der Burg Benares
Wohl im ſchnellen Fluge ziehn?

Don Fernandez, Don Fernandez
Auf dem Rappen wild und kühn,
Glänzet Zorn von deinen Wangen
Flammt im Herzen Racheglühn?

Scharfes Schwert, ſtahlblanke Waffe,
An der Schärpe roth und grün,
Lüſterſt wohl nach wilden Schlachten,
Würdeſt gerne blutig blühn?

2.

Von Benares lichten Zinnen
Sieht ein Fräulein wundermild,
Vor Benares frohen Zinnen
Steht ein Ritter ſtier und wild.

’s iſt Fernandez, ernſt und brütend,
In ſein Goldgewand gehüllt,
Nun da er der Rache Wüthen
Am Verhaßten hat geſtillt.

Blickt hinauf nach all den Thürmen,
Sieht die Jungfrau engelmild, —
Sieh, da wird er trüber, trüber,
Wie ein blaſſes Marmorbild.

3.

Aus Benares weitem Schloſſe
Blickt kein ſüßes Fräulein mehr,
All der Säle reiche Bogen
Sind ſo finſter, ſtumm und leer.

Alle Luſt iſt ausgezogen
In das Nachbarliche Meer,

Und nur ſtumme Klagen wohnen
In den Mauern dumpf und ſchwer.

Iſt das wohl daher gekommen,
Weil durchbohrt vom Meuchlerſchwert,
Sie gefunden Ritter Lopez,
Der dem Fräulein lieb und werth?

4.

Wie Fernandez, da in Liebe
Für die Schöne er erwacht,
An dem Kreuzweg einſt die finſtre
Unheilſchwere That vollbracht.

Alſo ſteht er jetzt bleich düſter
Dort in ſtummer Mondennacht,
Tiefen Schmerz in ſeinem Innern;
Über ſich die Sternenpracht.

Kann nicht von dem Orte ziehen,
Den des Todten Geiſt bewacht,
Sieht nur Weſen blutigfinſter
In der ſtillen Mondennacht.

5.

Stolzer Andaluſierrappe,
Sieh, wie biſt du zahm und gut!
Stolzer Ritter, Don Fernandez,
Wie ſichs wohl im Grünen ruht!

Scharfes Schwert, ſtahlblanke Waffe,
Stillteſt wohl die blut'ge Wuth?
Trankeſt wohl mit wildem Raſen
Deines Herren Lebensgluth?

Don Fernandez, Don Fernandez,
Einſt voll glühem Eiſenmuth,
Sühnet wohl das eigne Leben
Des Erſchlag'nen rothes Blut?

Manfred.

Die Raben des h. Meinrad.

Hin durch des Schwarzwalds wilde Nacht
Ein furchtbares Gewitter kracht;
'ſ iſt ob der Himmel wollte ganz
Einbrechen in den Föhrenkranz,
Als zwängen Blitze hell und roth
Die Rieſenbäume all zum Tod,
Und horch, der Wind brauſt wüthend fort,
Als droht er allen Zweigen Mord.

Zwei Männer aber ſchreiten wild,
In ſchwarze Mäntel eingehüllt,
Blutfinſter wie die Schreckensnacht,
Blutlüſtern wie des Blitzes Macht,
Und grimmig blicken ſie herum,
Die blaſſen Lippen beben ſtumm,
Das Auge aber wilder Glut,
Ruft tauſendſtimmig Blut und Blut!

Und wild verworren wird der Weg,
Grün dunkle Büſche füll'n den Steg,
Und ſtrecken weit mit wildem Graus
Die Arme nach den Beiden aus;
Die aber greifen nach dem Stahl,
Bahn hauen ſie ſich allzumal,
Und dringend kämpfend wild und kühn
Stets weiter nach der Mitte hin.

Da fliegen mit heiſerem Angſtgeſchrey
Zwei Raben an den Beiden vorbei,
Die flattern um ſie in Kreiſen dicht
Und ſchlagen ſie ins Angeſicht:
Allüberall auf jedem Schritt
Ziehn auch die beiden Vögel mit,
Und wo die blaſſen Männer gehn,
Da ſind die Vögel auch zu ſehn.

Die Wilden aber achten nicht,
Wie Nacht und Blitz zu ihnen ſpricht,
Wie all die Büſche angſterfüllt
Ihnen den grauſen Weg verhüllt;
Sie achten nicht das Vögelpaar
Warnend vor blutiger Gefahr,

Denn wo zum Frevel Böſe gehn
Bleibt Gottes Finger ungeſehn.

Jetzt öffnet ſich der Wald dem Blick,
Die Bäume treten ehrfurchtsvoll zurück,
Der Donner endet und verhallt
Tief in dem dunklen Föhrenwald,
Ein ſchmales Thal liegt ausgedehnt, —
Und dort am Felſenrücken lehnt
Ein ſtilles Hüttchen, arm und alt,
Des heiligen Meinrad Aufenthalt.

Hin ſtürzen beide Sünder ſchnell, —
Da kniet der Heilige zur Stell',
Wo an des Hüttchens niedrer Wand
Ein frommgeſchmückter Altar ſtand,
Zu ſeinen Füßen liegt der Greis,
Gebete ſpricht er fromm und leis,
Und neben ihm ein offnes Grab,
Drein legt er Buch und Bete ab.

„Und iſt es Vater, dein Beſchluß,
Daß ich zur Stunde enden muß,

Und unterliegen grauſem Mord,
Sende mir den Tod ſofort;
Laß mich vergießen all mein Blut
Für deiner Himmel heil'ges Gut,
Und geh' o Vater, ſtrenge nicht
Mit deinem Kinde ins Gericht!"

„Laß den, der ewig dir gedient,
Der ſeine Fehler abgeſühnt,
Aus ungehellter Erdennacht
Einziehen in der Himmel Pracht!
Laß ihm Verzeihung werden dort,
Wohin ihn ruft dein heilig Wort,
Und blick' vergebend ſie auch an,
Die alſo bös an ihm gethan!"

Und wie er ſolche Worte ſprach,
Tönt es wie helle Muſik nach,
Und rings ein weißes Wunderlicht
Umſtrahlt des Frommen Angeſicht;
Sie aber achten nicht darauf,
Heben die wilden Schwerter auf,
Und bald iſt ſchon die That vollbracht:
Sein frommes Aug' deckt ew'ge Nacht.

Die alten Bäume flüſtern graus,
Wie Leichenſang im Todtenhaus,
Der Waſſerfall lärmt dumpf herein,
Wie Eulen an dem Rabenſtein;
Wild dräut der Felſenhang hinab,
Als ſtürzt' er tödtend jetzt herab:
Was leblos, jetzt hat es Leben und Wort,
Und ruft mit tauſend Stimmen: Mord!

Stumm ſtehen beide Mörder da,
Ob dem, was jetzt durch ſie geſchah,
Da flattern ſchnell die Raben herbei
Mit traurig heiſrem Angſtgeſchrei:
Und wo verlöſcht die Kerzen dort
Stehn auf des Altars heil'gem Ort,
Da fliegen beide ſie heran,
Und rühren ſie mit dem Schnabel an.

Und kaum, daß ſie den Docht berührt,
Da iſt er ſchnell mit Licht umflirrt,
Die Flämmchen zucken weiß und rein,
Fortbrennend mit gar lichtem Schein;
Und ſieh, es faßt es kein Verſtand
Von heil'ger unſichtbarer Hand,

Wird jetzt die Leiche fortbewegt
Und in das leere Grab gelegt.

Da faßt es beide Mörder wild,
Fort ſtürzen ſie wie ſcheues Wild
Den Wald hindurch mit zagem Schritt,
Doch hinter ihnen fliegen mit
Die beiden Raben mit wildem Schrey,
Als ob der Rache Geiſt es ſey,
Als Zeugen der verfluchten That,
Bis man die Beiden flocht aufs Rad.

Manfred.

Die Heimkehr.

Als aus ſeinen Purpurwiegen
Je die Welt der Morgen ſah,
Stand in liebendem Umſchmiegen
Still das Paar der Gatten da;
Er blickt düſter in die Weite,
Ach, und ſie an ſeiner Seite
Liest in ſeinen trüben Zügen,
Daß des Scheidens Stunde nah'.

Jetzt, im letzten Kuße ruhten
Ihre Lippen; kurze Luſt,
Die in wenigen Minuten
Bangem Schmerze weichen mußt'!
Er verläßt die liebe Hütte,
Sie ach, bleibt in ihrer Mitte;
Er enteilt auf Sees Fluten,
Sie im Wogen ihrer Bruſt!

Böſe Trennung,
Die du den Trauerſchleier
Über alles breiteſt,
Was der Liebe heilig und theuer!
Böſes altes Weib,
Das mit dem thränenfeuchten Zauberſtabe
Einen Geſpenſterkreis um ſich zieht,
Drin nur die Sehnſucht nach dem Grabe
Und die Espe der Angſt blüht:
Was ſchwirren ſo trübe Zauberzeichen
Um dein im Sturme flatterndes Haar?
Die krächzende Eule der Ahnung
Flattert heulend um deinen Götzenaltar;
Der Tieger des Schmerzes
Schleicht funkelnden Auges und ſtumm,
Die feuchte Lilie der Thränen
Schlingt ſich um deine Schläfe herum.
Du aber grauſam und wild
Bannſt die Herzen in deinen Zauberkreis
Und gibſt ſie der Schreckniſſe wildem Gebild
Und all deinen Schauern preis.
An ihrem Angſtausruf ergetzt
Sich dein Sinn an, ihrem Geheul,

Und die träge langſame Zeit verletzt
Sie zugleich mit dem vergifteten Pfeil.
Und ſo wechſelt Schmerz und Pein
Im langen unerträglichen Verein,
Bis endlich die Seufzer und die Wunden
Durch die Wolken den Weg gefunden;
Bis deinem Zorn und Grimme
Einzuhalten eine milde Stimme
Von oben gebot,
Oder bis der Tod
Deinem Zauberkreis mit flammendem Zug
Das Wort einſchrieb: Genug!

Längſt ſchon iſt er fortgezogen
Schon der Mittag bricht heran,
Als am düſtern Himmelsbogen
Finſtre Wolken drohend nah'n.
Plötzlich iſt der Sturm erſchienen
Mit den Schauern, die ihm dienen,
Und des See's empörte Wogen
Ziſchen wüthend himmelan.

Aber ſie nur Kummer hegend
In dem tiefbetrübten Sinn,

Blickt mit Zagen nach der Gegend,
Wo ihr Gatte weilet, hin
In dem Auge dämmern Zähren,
Die den wilden Sturm beſchwören
Ach und Seufzer, angſterregend,
Läßt ſie zu dem Fernen zieh'n.

Im Sturme der Welt und der Wellen,
Geſchieden von den Seinen,
Fruchtlos in's Ungewiſſe hinzurudern
Und um Hülfe vergebens zu weinen;
Fern ſich wiſſen die harrende Liebe,
Des Hauſes ſtillen ſeligen Frieden
Und alles, was uns Luſt und Glück,
Fürwahr, ein fürchterliches Geſchick!
Ein ſchauderhaftes Loos,
In der Abgründe gähnenden Schooß
Bey der Blitze zuckendem Schein
So zu blicken hinein,
Und dann mit dem Gedanken an
Die Lieben zugleich den ſchrecklichen denken:
Vielleicht ſoll ſich dein Kahn
Nie mehr zu ihnen lenken!

O entſetzliche Lage,
Die mit Angſt, Verzweiflung und Klage
Die Seele erfüllt!
Und doch — Ein, Ein Bild
Schwächt und zerſtört dieſen Graus:
Schiffer, denke dich in dein Haus
Und ſieh, wie dort all die Deinen
Die Hände ringen und weinen,
Wie ſie ſich zum Gebet verſammeln
Und flehend zum Himmel ſtammeln,
Wie ſie um dein Heil, deine Rettung
Beten, rufen und blicken
Und wie in brünſtiger Verkettung
Ihre Gebete zu Brücken,
Zu Ankern zu Booten werden,
Um dich zu entreißen den Gefährden.
Auf Schiffer, du haſt noch Seelen
Die für dich beben und zittern,
Die um ſich liebend mit dir zu vermählen,
Den Kampf nicht ſcheuten mit den Gewittern;
Schiffer, faſſe Muth!
Rette dein Leben und Blut

Den Deinen!
Nicht in Verzweiflung ſollſt du verſinken:
Hörſt du ſie weinen
Siehſt du ſie winken?
Auf Schiffer, faſſe Muth, Muth
Für dein höchſtes Gut
Und beſiege der Stürme Wuth!

Später iſt es ſchon geworden,
An des Ufers grünem Rand,
Der mit ſeinen goldnen Borden
Mild das Abendroth umwand,
Steht ſie mit dem vollen Herzen
Ohne Lindrung ihrer Schmerzen,
Ohne Luſt an den Accorden,
Die erklingen rings am Strand.

Ihres Kummers wäre gerne
Ledig ſie und ihrer Pein:
Sieh, da regt ſich's in der Ferne!
Gott! ein Nachen könnt' es ſein!
Kaum dem Blicke zu erſpähen,
Wie ein Punct nur zu erſehen,

Aber doch gleich einem Sterne
Mit der Hoffnung ſüßem Schein.

Bange Nacht der Ahnung
Mit dem ſchaurigen Dunkel,
Das ohne Strahl und Sterngefunkel
Auf die Seele ſich lagert
Mit Worten geſpenſtiſcher Mahnung.
Wer weiß es, bange Nacht,
Ob an deinem Schluße
Ein Morgen neubelebend wacht,
Oder ein Gerippe mit dem Todeskuße?
In deinem Schooße ſchlummern die Keime
Unendlicher glücklicher Träume;
Unreife, leiſe Gedanken,
Die geträumt nur, aber noch nicht gedacht,
Die Seele, wie zitternde Ranken
Umſchlingen, bevor ſie erwacht:
Sie fährt empor aus ihren Sinnen,
Zu haſchen dieß flüchtige Glück, —
Sie aber flogen längſt von hinnen,
Und ſtiegen von der Erde Zinnen
Ins Meer der Träume zurück.

Aber auch Gedanken, blaß und bleich
Steigen Geſpenſtergleich
Aus deinen Finſternißen empor,
Als des Entſetzens Furienchor.
O laß dieſe entſetzlichen, abſcheulichen
Weichen den ergetzlichen, erfreulichen,
Wirf deinen Schleier zurück,
Und gönne dem zagenden forſchenden Blick
Einen Tropfen Hoffnungslicht!
Wie? du gewährſt? du weigerſt es nicht?
Habe Dank, o Himmel, er bricht herein
Der Hoffnung ſüßer goldener Schein!
Gott! und nicht er allein:
Sichre Gewißheit erſcheint ſogar!
Wie wird das Auge ſo hell und klar,
Wie wird das Herz ſo ſelig und weit,
Was dämmert für eine himmliſche Zeit:
Hoffnung, — Liebe, — Glück, — und Licht —
Mehr hat die Seligkeit nicht!

Und es hat ſie nicht getrogen,
Ihrer Hoffnung leiſes Wort,
Näher kömmt er hergezogen
Zu der Heimat ſtillem Ort;

Ja er iſt es, dem entgegen
Pocht ihr Herz in bangen Schlägen,
Den das eitle Roß der Wogen
Heute trug ins Weite fort.

Aus dem Nachen ſteigt er ſchnelle
Seines Glückes ſich bewußt,
Bei des Abends milder Helle
Drückt er ſie an ſeine Bruſt,
Aller Schmerz, der erſt gewaltet,
Hat zum Glück ſich umgeſtaltet,
Und es ſieht die leiſe Welle
Der Geliebten ſtille Luſt.

Manfred.

Wanderung.

(Im Jahre 1822).

Wieſe.

Darf ich den grünen Rücken Dir bieten?
Nur keck geſchritten und nicht geſchont!
Du trittſt nur auf Gras, auf keine Blüten,
Und das Treten, Lieber, bin ich gewohnt.

Blumen im Garten.

Wir rufen Dich mit Farben
So bunt und hell und klar,
Wir locken Dich mit Düften
So fremd und wunderbar.

Laß liegen Wald und Berge,
Und hemme Deinen Lauf:
Die Herrinn, der wir eigen,
Sie nimmt Dich freundlich auf.

D'rum komm' zu uns und ſchlürfe
Nur unſern ſüßen Hauch;
Und zwiſchen Blumen wird Dir
Der Liebe Blüthe auch.

Weizenfeld.

O höre ſie nicht an und ihre Tändeleien!
Sie denken ſich was Recht's mit ihren Gaukeleien,
Vergeuden Tag und Nacht mit liederlichem Duft,
Und ſchlürfen nutzlos Thau und Sonnenſtrahl und Luft.
O Menſch, erkenne uns und Deinen eignen Nutzen;
Zum Leben brauchſt Du uns, ſie dienen nur zum Putzen;
Wir ſind correct und gut, mit Einem Wort: ſolid,
Sie thun und wirken nichts, — das iſt der Unterſchied.

Hohlweg.

Täglich hör' ich Räder knarren,
Und ſo ſtumpft ſich denn mein Sinn;
Freund, Du mußt es ſchon ertragen,
Daß ich etwas ſtaubig bin.

Wald.

In das Dunkel meiner Tannen,
Wanderer, tritt freundlich ein,

Horch dem Rauſchen ihrer Gipfel,
Mög' ihr Rath dir tauglich ſeyn:

„Laß die Welt und werd' ein Klausner,
Siedle zwiſchen uns dich an;
Flüchtig ſind die jetz'gen Menſchen:
Einſam ſey der tücht'ge Mann.

S u m p f.

In meinen ausgebreiteten Revieren
Bieth' ich Dir an den ſchönſten Ruheplatz;
Mein Schilf iſt hoch und breit, Du darfſt Dich nicht genieren,
Und keine Complimente machen, Schatz.
Hier herbergt Froſch und Schnack, und Maus und Waſſerſchlange,
Und Jedes iſt ſo recht in ſeinem Element.
Beliebt ein friſcher Trunk? Horch meiner Gäſte Sange!
Ich bin der beſte Wirth, den man im Walde kennt.

W a l d v ö g e l.

Folg' uns! folg' uns!
Wir ſingen und flattern

Von Baume zu Baume,
Von Lande zu Lande;
Ob Vogler uns fange,
Ob Jäger uns tödte, —
Noch haben wir Flügel,
Noch haben wir Freiheit!
Es blühen die Beeren
In jeglichem Walde:
Wer wollte ſich kümmern
Um heimiſche Erde,
Um bleibende Stätte?
Folg' uns!

Nachtigall.

Was wollt' Ihr fliehen,
Und über Berg in weite Fernen ziehen?
O weilet, weilet,
Bis Euch der Liebe ſüßes Glück ereilet.

Ferner Bergſtrom.

Da drüben, da drüben
Beginnt erſt das Leben;
Die Schwächlinge lieben,
Die Muthigen ſtreben.

Berg.

Ohne Mühe kein Vergnügen,
Ich verhelfe Dir dazu;
Bleib' an meinem Fuß nicht liegen,
Sondern kräftig ſchreite Du.
Schweißesvoll, auf meinem Haupte
End' erſt, Lieber, deinen Lauf,
Und ich ſchließe dem Entzückten,
Eine neue Welt dir auf.

Kreuz im Walde.

Aufwärts Deine Blicke wende,
Falte betend Deine Hände,
Sammle Dich, gedenk' ans Ende.

O vergiß das eitle Drängen,
Folge nicht den lauten Mengen:
Friede wird nur im Beengen.

Waldbach.

So ohn' Ende,
Wie der Wald ſich kreuz' und wende,

Geht mein raſtlos Müh'n zum großen Fluſſe;
Mit dem durſt'gen Kuſſe
Netz' ich Lilien und Narciſſen,
Ach, die nimmer wiſſen,
Daß es meine Thränen ſind, die rinnen,
Daß ſie Farb' und Glanz von meinem Schmerz gewinnen.
Und ſo will's mich immer abwärts treiben:
Kein Verbleiben,
Kein Erreichen! —
Frühling, Sommer weichen,
Lilien, Roſen blühen und verblühen,
Vöglein ziehen, —
Doch ich muß die theure Mutterquelle,
Die ich liebe, flieh'n,
Immer will's mich zu dem Glanzmeer zieh'n,
Und doch wird das Wellchen nicht zur Welle.

Ferngebirge.

Tragen dich ſo weit die heißen
Wünſche, marternder Begierden,
Und die leichtgetäuſchte Sehnſucht?
Sage, willſt Du uns bezwingen,
Die wir, graue Wolkenbrüder,

Fern den Menſchen, halb der Erde
Halb dem Himmel angehören?
Laß, o laß Dein thöricht Streben!
Denn erreichſt Du unſ're Höhen,
Sieht doch nur Dein blödes Auge
Neue Gipfel, neue Nebel.

S o n n e.

Mein Bruder Mond, der Du Dein Angeſicht
Mir freundlich neigſt, ich grüße Dich im Scheiden;
Mein letzter Strahl, der ſich im Meere bricht,
Drängt ſich nach Dir, und zaudert, Dich zu meiden:
Zur Trennung nur darf ich Dein Antlitz ſehen,
Im Abendpurpur muß ich untergehen.

M o n d.

Ich ſende Dir den leiſen Gruß entgegen,
Mir ſagt mein Schmerz, daß ich Dein Bruder bin;
Leb' wohl, und bringe Deinen milden Segen
Dem Halbkreis, den der Schlummer bindet, hin:
Ich will indeß auf Leichenſteine ſcheinen,
Und Thränen trocknen, die die Menſchen weinen.

Hütte im Thal.

Du lieber Wand'rer, weile nicht,
Und komm' herein zu mir:
Gaſtfreundlich blinkt mein kleines Licht
Schon lang' entgegen Dir.

O komm', und gib das Wandern auf,
Das doch nicht Ruhe gibt;
Dein liebend Herz, es findet hier
Ein Herz, das wieder liebt.

Bauernfeld.

Die

Blutrache.

Drama in einem Aufzuge

von

Franz von Hermannsthal.

Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg in Wien am 27. November 1824.

Perſonen.

Thongo, Beherrſcher einer wilden Inſel.

Matoban.

Illina, ſein Weib.

Jami,	ihre Kinder.
Sigana,	
Liſſa,	

Die Handlung geht in einer waldigen Gegend auf einer wilden Inſel vor. Im Hintergrunde ſieht man Matobans Hütte.

Erste Scene.

(Illina ſitzt im Vordergrunde auf einer Raſenbank, und hat, in Gedanken verloren, vor ſich ein Fiſchernetz, an dem ſie arbeitete. Nach einiger Zeit erſcheint, von der Jagd zurückkehrend, Matoban. Er ſtellt ſich vor Illinen, betrachtet ſie mit ernſter Rührung, und ſpricht:)

Matoban.

So trüb und ſinnend?

Illina.

Soll ich heiter ſeyn?
Der Knabe iſt noch immer nicht zurück.
Am frühen Morgen nimmt er Axt und Pfeil,
Reißt von der Bruſt der Mutter ſchnell ſich los,
Und während mir die Angſt das Herz bewegt,
Wagt er ſein keckes Spiel mit Fels und Abgrund,
Und ruft das Wild im Forſt zum Kampf hervor.
Du kannſt dem Knaben folgen, kannſt ihn ſchützen,
Ich muß daheim mit meiner Sorge bleiben,
Und kann ihn mit Gedanken nur begleiten.

M a t o b a n.

Laß ihn gewähren! Soll er anders ſeyn,
Als jeder Knabe, der zum Jüngling reiſt?
Einſt half er kindiſch dir das Netz bereiten,
Jetzt hilft er männlich mir den Forſt durchſuchen,
Und ſchnellt die Pfeile, die er einſt geſchnitzt,
Nun ſelber muthig an das flücht'ge Ziel.
Hier iſt nichts ungewöhnlich, als die Furcht,
Die keine Mutter dieſer Inſel kennt,
Wenn der erwachſ'ne Sohn zum Jäger wird.

I l l i n a.

O M a t o b a n, hat eine Mutter noch
Auf dieſer Inſel vom erwachſ'nen Sohn
Den Schmerz zu fürchten, der ſo lang mir droht?
Haſt du vergeſſen denn, daß T h o n g o's Zorn
So lange Friſt zu leben dir nur gab,
Bis Jüngling dieſer Sohn geworden iſt,
Und bis ſein Arm die Mutter und die Kinder,
Von deren Bruſt er dich in Rache reißt,
Zu ſchützen, zu erhalten weiß, wie du?
Vergaßeſt du's, da meinen Schmerz du tadelſt?

M a t o b a n.

Berühr' ihn nicht; denk', du verſprachſt es mir,

Ihn einzuhüllen in die ſtarke Bruſt,
Ihn zu erſticken in der engen Zelle.
Dasſelbe Wort hab' auch ich dir gegeben,
Damit die Jahre, die uns noch vergönnt,
Von trübem Grame nicht umgeben ſeyen,
Der mit dem Schreckbild einer fernen Zukunft
Die Gegenwart uns drohte zu verdüſtern.
Ich hielt mein Wort, und ruhig, wenn auch ernſt,
Schling' ich den Arm um dich und meine Kinder,
Und freue mich, daß ich bei euch noch bin.

Illina.

Ein tiefes Schweigen haſt du mir gebothen,
Geloben mußt' ich dir, den Kindern nie
Von der Gefahr zu ſagen, welche dir
Zehn Jahre lang auf jedem Schritte folgt.
So oft mein Herz ſich, mächtiger mich mahnend,
In einem Wort, in einem Seufzer nur,
Beklagend, was da kommen wird ergoß,
Wies mich dein Ernſt ſo kurz als ſtreng zurück,
Und lang nicht wagt' ich's, gegen ihn zu kämpfen.
Doch jetzt, — der Knabe reift, ein Jüngling an
Geſtalt und Kraft, und auch an kühner That;
Fort treibt es ihn, zu eng iſt ihm die Hütte;

Den Wald ſucht er, Gefahren ſucht er auf,
Er ahnt es nicht, daß ſtark ſein Arm nur wird,
Damit ſein Vater reif zum Grabe werde, —
Ach jetzt, wo dieſer Schmerz ſo nahe droht,
Und überall noch Rettung ſucht mein Auge,
Läßt Klage ſich und Thräne nicht mehr hemmen,
Nicht tröſten kann mich meines Kindes Blüthe,
Weil ſie es iſt, die deinen Tod bedeutet;
Ein Schuß von ihm, der ſeine Kraft bewährt, —
Und Thongo ſteht vor dir, und winkt dir ernſt,
Das Beil erhebend über deinem Haupte,
Hinauszuſchreiten in den Opferhain.
So macht mich Jami's volle Jünglingskraft
Für ihn erzittern, und für dich zugleich;
Die Friſt iſt um! — ſo muß ich immer beben;
Der Knab' iſt Jüngling, und der Rächer kommt,
Und reißt den Vater ihm von ſeiner Bruſt,
Den er ihm lieh, ſo lang es ſein bedurfte.

Matoban.

Und wenn er jetzt das Leben von mir fordert,
Ich muß es geben, denn es iſt verfallen.
Daß ich zehn Jahre lang an deiner Bruſt,
Zehn Jahre noch mit meinen Kindern lebte,

Dankt es der Großmuth dieſes edlen Thongo,
Der mild nicht nahm, was längſt er nehmen konnte,
Der erſt euch eine Stütze wollte laſſen,
In dem erwachſ'nen Knaben ſeines Feindes,
Eh' er ihn ſelbſt dem Rächerbeile weiht. —
Du fürchteſt einen Schuß von deinem Sohne,
Der ſeine volle Jünglingskraft bewährt?
O fürchte nicht, was dich erfreuen ſoll,
Und denke nicht, daß etwas du verlierſt,
Was Jahre lang dir nicht mehr angehört.

Illina (ſich an ſeine Bruſt werfend.)

O Matoban —

Matoban.

Nicht weiter, liebes Weib.
An dieſem Herzen ſtärke deinen Muth,
Und ſiege ſchweigend über einen Schmerz,
Der am Geboth des großen Geiſtes frevelt.
Ich weiß es wohl, daß manche Qual es gibt,
Die früher einſchläft in der Menſchenbruſt,
Wenn ſich der Mund ſie auszuſprechen wahrt.
Drum folge mir; verehre das Geſetz,
Das alte, heil'ge, das mein Urtheil ſprach,
Und — keinen Namen gib der Furcht vor ihm.

(Er geht in die Hütte.)

Illina
(ſieht ihm mit ausgebreiteten Armen nach.)
Tod heißt ſie, Tod, dein Tod, und auch der meine!

Zweyte Scene.

Illina. Jami.

(Letzterer erſcheint raſchen, freudigen Schrittes, mit Köcher, Pfeil, Bogen, und einer Streitaxt im Gürtel.)

Jami.
Nun, liebe Mutter, dieſen Pfeil ſchau an,
Und roth wie er ſoll deine Wange werden,
Wenn ich dir ſage, was den Pfeil geröthet.

Illina (zuſammenſchreckend.)
Was iſt's mit dieſem Pfeil, mein Sohn, ſprich's aus!

Jami.
O, das iſt gar ein hochgeweihter Pfeil!
Du mußt ihn mir mit bunten Federn ſchmücken,
Den allerſchönſten, die du immer haſt;
So hängen wir ihn in der Stube auf,
Und all den Jägern, die da kommen werden,
Und meinen Knaben einſt und meinen Enkeln,

Will ich erzählen, er ſey das Geſchoß,
Mit dem ich meinen erſten Schuß gethan.

Illina.

Lehr' mich ihn kennen, dieſen Unglückspfeil,
Damit ich weiß, ob er mein Leben traf!

Jami.

Was Unglückspfeil! Ich ſagte dir ja ſchon,
Mit ihm hab' ich den erſten Schuß gethan.
Denn wer das kleinliche Gevögel trifft,
Eichhörnchen von den Bäumen niederſtreckt,
Die Flucht dem raſchen Haſen tödtend hemmt,
Wer ſchnelle Fiſche unter klarer Fluth
Zur Beute ſich, ein ſichrer Schütze, macht,
Der ſchießt noch nicht, der ſpielt nur mit der Jagd,
Und keiner Waidmannsthat kann er ſich rühmen.
Doch, wer ein Mal den Hirſchen hat erlegt —

Illina.

Entſetzlich! ſchweig! mich tödten deine Worte!

Jami.

Was haſt du denn?

Illina.

Gewißheit! — weiter nichts,
Als eine Leiche, eine Bruſt voll Schmerz,

Und den Gedanken: alle meine Freuden
Hat mir des Kindes Unglückshand getödtet!

Jami.

Beim großen Geiſt, davon begreif' ich nichts.
Wo irgend einer mir begegnete,
Vom dunklen Wald bis an die heim'ſche Hütte,
Da ſah er mich und meine Beute an,
Flog freud'gen Blicks mir an die freud'ge Bruſt,
Und rief: „Ha! ein Mann mehr auf unſrer Inſel,
Jami ſchlug den erſten Hirſchen todt!"
Die Fremden alle freu'n ſich meines Glücks,
Ich ſelber weiß kein gleiches Feſt für mich,
Und du, ſtatt deinen Sohn, der Jüngling ward,
Belohnend an das frohe Herz zu drücken,
Brichſt über ſeinen Sieg in Thränen aus,
Und dir zum Jammer wird ſein erſter Ruhm.

Illina.

Ein Vatermord iſt dieſer erſte Ruhm,
Den Tod der Mutter trägt der Ruhm dir ein,
Verlaſſen bleibſt du ſelbſt, ein zarter Jüngling,
Und du, und deine holden kleinen Schweſtern,
Seyd elternlos, die Hütte ſtürzt zuſammen,
Weil keine ſtarke Hand ſie halten wird;

Denn was den Pfeil, den furchtbaren, geröthet,
Du ahnſt es nicht, — ſieht aus wie Vaterblut!

Jami.

Wie kommen dir nur ſolcherley Gedanken!
Ich ſah den Pfeil nach ſeinem Ziele fliegen,
Und ſtürzend dieß in ſeinem Blute liegen.
Es war ein Hirſch! faſt ſprang die volle Bruſt,
Und meiner Kraft ward ich mir jetzt bewußt.
Ich renne hin, er hebt ſich langſam auf,
Verſucht noch einmal den gewohnten Lauf,
Denn nicht den Tod hatt' ihm der Pfeil gegeben,
Und in der Flucht ſucht er das neue Leben.
Du kannſt dir denken, wie ich nachgeſetzt,
Wie ich durch Büſch' und Sträucher ihn gehetzt,
Bis er mir endlich vor die Füße ſtürzte,
Und dieſe Axt das Leiden ihm verkürzte.
Dieß war der Kampf, und zweifelſt du daran,
Schau' dort den Hirſch in jener Hecke an.

(Will ſie fortführen.)

Illina (ihn zurückhaltend.)

Je ſich'rer deine Hand das Thier getroffen,
Je weiter iſt das Grab des Vaters offen;
Zehn Jahre droht es unter ſeinem Tritt, —

Jetzt gähnt es auf, dieß iſt ſein letzter Schritt, —
Er wankt er fällt, — der Theure iſt begraben!
O, warum iſt das erſte ſeiner Kinder
Nicht Kind geblieben! warum wuchs die Kraft,
Die von der Seite ihm den Vater rafft!
Mit jedem Tag, der deine Sehnen ſpannte,
Mit jeder Stunde, die dich mehr ermannte,
Mit jeder Freude über dein Gedeih'n,
Wuchs höher meine Angſt und meine Pein,
Mit Furcht hört' ich dein Sprechen ſtatt dem Lallen,
Und als der erſte Vogel dir gefallen,
Da zittert' ich ſchon vor dem heut'gen Tag,
Wo dir ein Hirſch, — dein Vater auch erlag!

Jami.

Noch kann ich mich an dir zurecht nicht finden,
Und wenn du willſt, wie ich es ſelber wünſche,
Daß ich dein heutig Weſen ſoll begreifen,
So kläre mir's mit klaren Worten auf.

Illina.

Verſtehen ſollſt du meinen ganzen Schmerz,
Und wenn nur erſt die volle Jünglingskraft,
In der du heut dich fühlſt, dich trunken machte,
So wirſt du ſeh'n nun, wie ſie uns verdirbt. —

Zehn angſtdurchlebte Jahre ſind es her,
Daß des Beherrſchers dieſer mächtigen Inſel,
Thongo's geliebten Bruder Nerukan,
Dein Vater raſch, in blinder Leidenſchaft,
Ob angethanen Schimpfs vor vielen Männern,
Mit unglücksvollem Beil zu Tode ſchlug.
Des andern Tags, nachdem die That geſcheh'n,
Da tritt vor uns der mächtig hohe Mann,
Die ſcharfe Streitaxt haltend in der Hand,
Den düſtern Blick auf deinen Vater heftend,
Stellt ſich vor ihn, und ſpricht ihn alſo an:
„Du ſchlugſt mir geſtern meinen Bruder todt,
„Du weißt, das Recht begehret Blut für Blut,
„Drum folge mir, dich tödtet dieſe Axt.“
Der Vater folgt; — die Angſt um meinen Gatten,
Die Liebe zu den kaum gebornen Kleinen,
Zu dir, dem zarten Knaben von fünf Jahren,
Wirft nieder mich zu des Erzürnten Füßen,
Und ſprachlos zeig' ich auf die kleinen Kinder,
Die, vaterlos, mit mir zu Grunde gingen.
Er ward gerührt, verſtand mich, ſah dich an,
Und fragte, ob der Älteſte du ſeyſt;
Als ich's bejaht, begann er ſo zum Vater:

„Ermord' ich dich, wie ich es kann und darf, —
„Der Knabe kann die Deinen nicht erhalten, —
„So mord' ich mehr noch, als ich kann und darf.
„Drum höre dieſe Friſt, die ich dir gebe:
„Wenn der den erſten Hirſchen hat geſchoſſen,
„Und Jüngling iſt, und die dort nähren kann,
„Dann poch' ich wieder an der Pforte an,
„Ich rufe dich, und dein verfallnes Leben
„Wirſt dann dem bill'gen Gläubiger du geben."
So wandt' er ſich und ging. Dein Vater ſchwieg.
Vorher nicht Schreck, und jetzo keine Freude,
Stieg bleich und roth auf ſeinen Wangen auf;
Der wechſelnden Empfindung raſche Macht
Hielt flehend mich gebannt auf meinen Knieen,
Und ſo ſchwand ohne Dank der edle Mann. —
Jetzt ſeh' ich wieder, wieder ihn vor mir!
Der Hirſch, er liegt, du biſt ein Jüngling worden,
Ein Mann wie der erſcheint zur rechten Zeit,
Und keine Thräne, keines Weibes Schmerz
Verſöhnt den Groll, den ſolch ein Buſen hegt!

Jami (nach einer Pauſe.)

Das iſt's? ſey ruhig Mutter, das iſt nichts.
Der Pfeil, der einen Hirſchen hat getroffen,

Die Axt, die einen Hirſchen todt geſchlagen,
Die werden doch auch treffen, wenn es gilt,
Das Leben meines Vaters zu erhalten.
Er komme nur, er habe nur den Arm;
Der Jünglingsarm wird ſchneller ſich erheben,
Und ſchneller fallen auf ſein düſters Haupt.
Der Vater iſt ihm auch allein genug;
Doch will ich nicht von ſeiner Seite weichen,
Sein guter Geiſt, will ich ihn ſtets begleiten,
Und der ihm naht, entfernt ſich nimmermehr.

(Matoban begegnet an der Hüttenthüre dem abgehenden Jami. Dieſer fällt ihm um den Hals, küßt ihn, und führt ihn vorwärts.)

Dritte Scene.

Matoban. Die Vorigen.

Jami.

Komm, hilf die Mutter mir beſchwichtigen,
Die mir das größte Feſt in fünfzehn Jahren
Durch Sorg' und Thränen faſt verderben will.
Sieh dieſen Pfeil, dem heut' ein Hirſch gefallen,

Sieh hier die Axt, die vollends ihn getödtet,
Sieh hier den Arm, der beide hat geführt, —
Und nun bricht ſie mir aus in bitt're Klagen,
Wie ſie gewiß in deine ſtarke Bruſt,
Der doch der Streich gedroht iſt, nimmer kamen,
Weil du noch Axt und Pfeil zu brauchen weißt.

Illina.

O Matoban! wovor ich erſt gezittert,
Nun iſt's geſcheh'n!

Matoban.

Haſt brav gethan, mein Sohn.
Ich ſelber hab' als Jäger meinen Namen,
Doch war ich jünger nicht, als ich zuerſt
Auf einen Hirſchen ſchnellte meinen Pfeil.
Du kannſt was werden, dieſes iſt mein Troſt.
Das and're, — nun, das mußte einmal kommen.

Illina.

O ſchweig', wenn dir's an beſſerm Troſt gebricht,
Der Troſt iſt kalt, ſo wie ein off'nes Grab.
O Matoban, was ſoll aus mir nun werden?
Was frag ich d'rum, daß dieſes Jünglings Hand
Durch Jagd und Arbeit mich erhalten kann;
Wer nährt mein Herz, wenn deine Liebe ſchläft!

Matoban.

Ertrage ſtark, was du nicht wenden kannſt,
Zum Tragen lernen ward dir lange Zeit;
Ich ſelber ſtand und trug vor deinen Augen,
Geſehen haſt du meinen Kampf und Sieg,
Noch hoff ich, dich zu Gleichem zu entflammen.
Jetzt ſtöre nicht durch Klagen meine Freude,
Die dieſes Knaben Waidmannsthat mir bringt.
Denn wie ihm ſo der blut'ge Pfeil im Köcher,
Die rothe Axt im bunten Gürtel ſteckt,
Wie ſo ſein Auge glänzt nach tapf'rem Strauß,
Und wie die Sehnen ſeines tücht'gen Arms
Mir kriegeriſcher heut', als geſtern, ſcheinen, —
Beim großen Geiſt, ſo denk' ich nicht an Tod,
Denn in der Nähe ſolchen friſchen Lebens
Kommt der Gedanke nimmer bei mir auf,
Und käm' er jetzt, mir käm' er unerwartet,
Und ſchnellen Tod hab ich ja ſtets gewünſcht.

Illina.

Ich, deine Kinder, wir ſind nichts dir, nichts?
Verläßeſt du ſo leicht die Deinen alle,
Weil einer d'runter Kraft genug beſitzt,
Den Kampf im Walde ſiegreich zu beſteh'n?

Ich wußte dich, ſeit mir an deinem Herzen
Ein glücklich liebereiches Leben ward,
Nur ernſt und ruhig, aber nimmer kalt.
Des Mannes würdig ſchien die Faſſung mir,
Mit der du, als die Unglücksthat geſcheh'n,
Dem Unausweichlichen entgegenblickteſt.
Jetzt iſt es da, nicht blos gefürchtet mehr,
Und kannſt du ſo die letzten Stunden leben,
Wo die Gefahr nicht droht, wo ſie dich greiſt,
So muß ich glauben, daß in deiner Bruſt
Der kalte Tod das Leben ſchon verſchlang.

Matoban.

Zehn Jahre hat die Bruſt ja d'ran gedacht,
Daß einſt ein Tag muß, wie der heut'ge, kommen,
Und wenn man freudig nach dem erſten Blick
Umſchlingt, was liebevoll und freudig naht,
So lernt man ſelbſt dem Schreck die Hände reichen,
Der unvermeidlich und ſo lange droht.
War ich mir's denn nicht Jahre lang bewußt,
Daß ich das eig'ne Grab mir zubereite?
Lehrt' ich denn nicht den Knaben Kampf und Jagd?
Hab' ich denn nicht zum Spiel mit ihm gerungen,
Daß ſich die Sehnen ſtärkten dieſes Arms,

Der jetzt die Axt weiß wie ein Mann zu führen?
Und bey dem Geiſt, mich freute jeder Pfeil,
Der von dem Bogen ſicher flog an's Ziel,
Von dem auch einſt der heut'ge mußte fliegen.

Illina.

O Matodan, dieſelben langen Jahre
Stand auch vor meinem Blick der ſichre Tod, —
Ich bin an den Gedanken nicht gewöhnt,
Mich faßt der Schmerz noch heut mit gleicher Kraft,
Wie damals, wo der ſchaudervolle Ruf
Zum Grab Geliebter dir zuerſt erklang.
Biſt du vertraut mit dem Gedanken worden,
So haſt du Kinder nie und Weib geliebt,
Und was ich Arme mir verloren ſehe,
Ich fühl' es tief in der zerriß'nen Bruſt,
War niemals mein, wenn ſo du ſterben kannſt.

Matodan (gerührt und weich.)

Mit gleicher Macht ergreift des Mannes Herz,
So wie des Weib's, der allgewalt'ge Schmerz;
Der große Geiſt, daß er ſie nicht bezwinge,
Gab beiden, was den Schmerz zu Boden ringe;
Dem Weib die Thräne, d'rin der Schmerz ertrinkt,
Dem Mann die Kraft, die ihm zu ſtehen winkt,

Und den Gedanken, bricht die Qual herein,
Das mußte ſo, und kann nicht anders ſeyn.
Und wie ich dir vergebe, daß dir nicht
Troſt in die Seele der Gedanke ſpricht,
So zürne nicht, daß ich nicht Thränen habe;
Ein jedes tröſtet ſich mit ſeiner Gabe.

Jami.

Hier iſt von Troſt und Thränen nicht die Rede,
Die Rede iſt von Kampf nur und von Sieg.
Wer an dich fällt, den fällſt du wieder an,
Und deinem Arme, Vater, trau' ich's zu,
Daß jeder fallen muß, der an dich fällt.
Und bin ich gleich kein Krieger noch geworden,
So ſprach ich doch der Mutter dieſes Wort;
Der Pfeil, der einen Hirſchen hat getroffen
Die Axt, die einen Hirſchen todt geſchlagen,
Die werden doch auch treffen, wenn es gilt,
Dein Leben, theurer Vater, zu erhalten.
So weih' ich dieſe Axt zu deinem Schutz,
Dem ſtärkſten Feinde bieth' ich kühnen Trutz,
Der große Geiſt wird dieſe Sehnen ſtählen,
Und gegen Mörder kann die Kraft nicht fehlen.

Matoban.

Halt, Knabe, dieſes iſt ein Frevelwort;
Nimm es zurück, daß ſich des Geiſtes Zorn
Nicht fluchend wende gegen dieſe Art,
Daß dir kein Kampf hinfort mit ihr gelinge,
Und einer deiner Söhne ſie einmal,
In Raſerei erhebe auf dein Haupt.
Nimm es zurück!

Jami.

Warum?

Matoban.

Nimm es zurück!

Jami.

Mein Herz ſagt nein! die inn're Stimme ſpricht:
„Beſchütze den, der liebend dich beſchützt."
Ich nehm' es nicht zurück, ich ſchwör' es neu.

Matoban.

Dieſelbe Stimme ſpricht: „Blut ſey für Blut!" —
Als König Rador den geliebten Vater
Dahingeſtreckt vom Pfeil des Feindes ſah,
Da trieb den Frommen in der Götter Hain,
Deß heil'ge Zweige dort herüber blicken,
Das ſchmerzverwirrte, tiefzerriß'ne Herz.

Des Ew'gen Rieſenbild umklammert' er,
Um Strafe flehend für den wilden Mörder,
Um Troſt für die verwaißte Kindesbruſt.
Da ſprach das Bild: „den Mörder ſchlage wieder!“
Er nahm die Axt, und ſchlug den Mörder wieder,
Und ſprach: „Blut ſey fortan für Blut vergoſſen,
„Wer einen mordet, falle ungeſtraft
„Durch des Erſchlag'nen Freunde blutend hin.“
Ich ſchlug dem Thongo ſeinen Bruder todt,
Der Thongo hat ein Recht auf meine Tage,
Ich geb' ihm, was der Geiſt ihm zugeſprochen,
Gerechte Rache hemme keine Hand,
Und du bewahre dich, den Wechſelmord
Endlos zu wecken mit verwegnem Stahl.
Drum widerrufe!

Illina

(von der andern Seite raſch auf Jami zueilend.)

Widerrufe nicht!
Vertraue der Natur in deinem Herzen,
Das iſt Geſetz, nicht was Natur empört.
Bedenke, ſeine Hand hat dich getragen,
Die ihm der Feind auf ewig lähmen will;
Sein Mund hat dich geküßt, wie liebevoll

Hat dir des Vaters Auge ſtets gelächelt,
Sie beide will der Feind auf ewig ſchließen.
Sein Herz ſchlägt laut für dich in warmer Liebe,
In dieſes Herz will ſich des Feindes Pfeil,
Sein Blut verſtrömend, mörderiſch vergraben,
Daß es hinfort nicht Liebe ſchlagen ſoll.
Der Tapf're will die eigne Stärke binden,
D'rum laß jetzt deine Hand zu ſeiner werden,
Die ihm beſchütze, dein Aug' werde ſeines,
Das ihm bewache, ſeines ſey dein Herz,
Das ſich dem Feinde kühn entgegen ſtelle,
Wenn er verlangt ein alt verjährtem Groll,
Was er nicht fordern, der nicht geben darf.

Matoban.

Du ehre ſchweigend des Geſetzes Spruch,
Und du nimm gleich zurück, was du gelobt;
Wie durch das Recht mein Leben iſt verfallen,
So darf ich es nicht ſchützen, darfſt du nicht
Zur Frevelthat des Sohnes Hand begeiſtern,
Darf er nicht wagen, was den Fluch ihm bringt.
Noch einmal, nimm zurück, was du gelobt.

Jami (nach einer Pauſe.)

Als du zuerſt mich Bogen ſpannen lehrteſt,

Die Axt gebrauchen und das Ziel beachten,
Da ſagteſt du, es diene dieß zur Jagd,
Die Nahrung, Kleid und Wohnung uns verleiht.
Doch noch ein höh'res Ziel, als Hirſch und Vogel,
Sey dieſer Axt und dieſem Pfeil gegeben, —
Dieß ſey der Menſch, wenn er uns feindlich naht,
Und Krieg und Tod in unſ're Hütte trägt.
Und hätteſt du mir das auch nicht geſagt,
Ich fühlt' es jetzt, wo ich den Feind gewahre,
Der wie ein wildes Thier dein Leben ſucht.
D'rum bei dem großen Geiſt, ich bleib dabei,
Die Waffen ſind für deinen Schutz geweiht,
So ſtark ein Jüngling in der Blüthenzeit
Sie führen kann, will ich die Waffen führen,
Am ſtärkſten Feind will ich die Kraft verſpüren,
Will mit ihm ringen, wie es immer geht,
Wenn blutend auch mein letzter Hauch verweht,
Soll der Gedanke tröſtend mich umſchweben:
Ein Augenblick von deinem theuren Leben
Entquoll aus dieſem friſchen Jünglingsarm,
Der jetzt dich faßt, ſo ſtark und liebewarm! (Umſchlingt ihn.)

Matoban (abwehrend.)

Den tollen Knaben muß am End man zwingen.
Gib her die Axt.

Jami.

Das ſoll dir nicht gelingen!
Wie deinen Schutzgeiſt will ich ſie umſchlingen!
Die Axt iſt mein, du haſt ſie mir gegeben,
Ich ſchlug den Hirſchen, doppelt iſt ſie mein,
Geweihet ſoll ſie für dein Leben ſeyn,
Ich laſſe ſie nur mit dem eig'nen Leben.

Matoban.

Die Axt begehr' ich, widerſpenſt'ger Bube,
Entreißen kann ich dir, was du nicht gibſt

Jami.

Die Axt iſt mein!

Matoban.

Das Meſſer ziemt ſich nicht
In eines Kindes Hand. Die Axt heraus! (bringt auf ihn ein.)

Jami.

Hilf Mutter, hilf! er überwältigt mich!

Illina.

(Verſucht den ringenden Vater und Sohn zu trennen.)
Unſel'ger Kampf, den noch am Rand des Grabes,
Der Vater gegen Kindesliebe kämpft!

Vierte Scene.

Thongo. Die Vorigen.

(Wie während des Ringens Thongo im Vorgrunde erſcheint, und die Hand ſchweigend auf Matobans Schulter legt, ſtürzt Illina mit einem Schrey des Entſetzens und ausgebreiteten Armen zu ſeinen Füßen, Jami tritt vorwärts, und hebt die Hände, in der einen das Beil, bethend zum Himmel. Matoban blickt ernſt und ruhig in Thongo's Auge. Pauſe.)

Thongo.

Du weißt. —

Matoban.

Ich weiß. —

Thongo.

Wohlan, ſo folge mir.

Matoban

(geht auf Illina zu, umfaßt ſie lebhaft und ſpricht, nicht ohne Anſtrengung die feſte Stimme erhaltend.)

Sey ſtark mein Weib, des Geiſtes Stimme ruft!

(Hierauf umfaßt er den Sohn, welcher ſich losmacht, und, während Illina zu ſprechen und aufzuſtehn ſich müht, welches letztere ihr endlich gelingt, ſo, daß ſie auf Thon=

go eilt und ihn ſprachlos am Arme faßt, demſelben mit vorgehaltenem Beil entgegen tritt.)

Jami.

Dich ſchlägt dieß Beil, eh' du den Vater ſchlägſt.

Thongo

(betrachtet Jami, faßt ihn bei der Hand, und führt ihn vorwärts.)

Iſt das der Knabe, welcher vor zehn Jahren
Vor deiner Hüttenthür' im Graſe ſpielte?

Matoban.

Er iſt's.

Thongo.

Fürwahr, er wurd' ein tücht'ger Junge,
Man ſieht ihm's an, er kann den Wald bezwingen,
Und Blick und Arm bekräftigen den Ruf.
Dir darf wohl um die Deinigen nicht bangen,
Wenn ſo ein Bogenſpanner ſie beſchützt.

Jami.

Nicht wahr? und für das eig'ne Leben ſelbſt
Darf er nicht zittern, wenn die Axt ich ſchwinge.

Thongo.

Wie meinſt du das?

Jami.

Ich ſagte dir es erſt.

Sie iſt geweiht dem Schutze meines Vaters,
Geſchworen hab' ich's bei dem großen Geiſt,
Sie trifft dein Haupt, wenn gegen ſeine Stirn
Dein Mördereiſen drohend ſich erhebt.

Thongo
(nachdem er ihn eine Weile betrachtet.)

Jetzt geh' ich ruhig (auf die Hütte zeigend.) Die dort ſind geborgen.

(Wendet ſich zum Abgehen.)

Illina (nacheilend)

Halt, ſey barmherzig, morde früher mich!

Jami (eindringend.)

Noch einen Schritt, und dieſer blut'ge Stahl
Fällt nieder auf dein mordbegierig Haupt,
Und ſo wie mir der Ew'ge Kraft verleiht,
Sey zweimal er an einem Tag geweiht!

Matoban.

Zurück, Verwegener, hilf (auf Illina deutend) wo Hülfe nöthig.

Thongo
(entwindet ihm leicht das Beil, und wirft es zurück.)

Weil dir der Streich mit einem Thier gelang,
Das vor dir flieht, die eig'ne Kraft verkennend,

So werde, Knabe, mir nicht übermüthig,
Und wenn du treffen willſt mit deiner Axt,
So lerne erſt, ſie halten in der Hand.

Jami

(tritt überraſcht zurück, faßt ſich nach einer Pauſe ſchmerz- und ſchamvoll am Arm, und ruft aus.)

Ein Kinderarm! ein Kinderarm! zu ſchwach,
Sein Leben vor dem Raubthier zu beſchützen!

Illina.

Nein, keine Axt gehoben auf den Mann,
Der vor zehn Jahren groß an dir gethan!

(zur Hütte gewandt.)

Sigana, Liſſa! kommt heraus ihr Kinder!

Jami (lehnt ſich an einen Baum.)

Matoban.

Was willſt du Weib?

Illina.

O ſtill, laß mich gewähren!

Matoban.

Was ſollen Thränen hier, wo's Rache gilt?
Meinſt du, mir ſprang faſt nicht die Mannesbruſt,
So ohne Abſchied von den lieben Kindern
Hinauszuſchreiten in den Opferhain?

Doch Thränen machen nur das Scheiden ſchwer,
Und ſeit den Bogen Jami weiß zu führen,
Da dacht' ich immer bei dem Morgenkuß,
Mit dem die Kinder ich und dich begrüßte:
Der letzte iſt's! ihr Lieben, lebet wohl!
D'rum laß ſie d'rin; laß auf dem letzten Gang
Mich meine feſten Tritte männlich geh'n.

Illina.

O laß mich's einmal, einmal noch verſuchen,
Wie einſt, zu rühren dieſes edle Herz.
Sigana, Liſſa!

Matoban

(wendet ſich gegen den Hintergrund, die Kinder kommen.)

Fünfte Scene.

Sigana, Liſſa, die Vorigen.

Sigana und Liſſa.

Hier, geliebte Mutter!

Illina. (Sie gegen Thongo führend.)

Willſt du nicht ſeh'n, was deine Großmuth ſchuf?
Erfreut's dich nicht, die Blicke d'ran zu weiden,

Wie dieſe hier durch dich geworden ſind? —
Den munt'ren Augen ſchenkteſt du das Licht;
Das Wort des tiefgerührten Herzens einſt
Hat, wie ein milder, warmer Lebenshauch,
Die zarten Wangen lebensfriſch gefärbt;
Dein Wort hat dieſer Zungen Band gelöst,
Daß ſie, die damals nichts als Thränen hatten,
Nun ſelbſt um ihres Vaters theures Leben
Zu dir die Stimme bittend heben können.
O ſieh' ſie an mit einem einz'gen Blick,
Die holden Weſen, die es nimmer ahnen,
Was ihnen droht, wenn du dich nicht erbarmſt;
Und wenn in deiner alten Heldenbruſt
Noch Freude ſich und Liebe regen können,
So freue dich des ſchön gelung'nen Werks,
Und liebe die, die dich auch Vater nennen.

(Thongo tritt in ſchweigender Rührung vorwärts.)

O wende dich nicht weg! Geht hin ihr Kleinen,
Und bittet, daß er ſich von euch nicht wende!
Scheut nicht den düſt'ren, ernſtumwölkten Blick,
Ein mildes Herz hält ſeine Bruſt verborgen,
Das einſt des Vaters Leben euch erhielt.
Jetzt iſt der Vater wieder in Gefahr;

O fleht ihn an, daß, wie es damals war,
Er wieder heut die Retterhand erhebe,
Und ſie ihm reiche, und ihm ſage: Lebe!

Sigana und Liſſa (ſich an ihn ſchmiegend.)

O rette, rette den geliebten Vater.

Thongo (blickt ſie gerührt an, wendet ſich ab, deutet auf Matoban, und ſpricht:)

Küßt ihn noch einmal, den geliebten Vater,
Dann ſagt ihm zu, die Mutter treu zu lieben,
Sie treu zu pflegen mit den zarten Händen,
Sie treu zu tröſten, wenn der Schmerz ihr naht.

Illina (ſich vor ihm niederwerfend.)

O nicht ſo! nicht ſo! damals warſt du anders;
Selbſt jetzo ſpricht dein Mund nicht, wie dein Auge.
Dein Mund will grauſam deine Saat zerſtören,
Dein Auge freuet ſich an dem Gedeih'n;
Auf deinen Lippen ſchwebt der blaſſe Tod,
Ich ſehe Leben dieſe Augen ſprechen,
Die liebend zu den Kindern ſich gewandt!
O ſchweig', und ſprich's nur mit den Augen aus,
Was heldenmüthig deine Bruſt beſchließt.
Der Mund iſt ungehorſam deinem Herzen,
Weil ihn der Groll in ſeinem Dienſte hat,

D'rum wählt es ſich das Aug' zu ſeinem Bothen,
Und ſpricht durch ihn mir ſüße Hoffnung zu!

Thongo

(hebt ſie auf, und weiſet ſie ſanft von ſich; nach einer Pauſe.)
Es iſt umſonſt! —

Illina.

Dem Auge glaub' ich's nicht!
Wie, oder hätteſt du den Vater nur
Den Kindern, die ihn nicht gekannt, erhalten?
Den Kindern, die an meinen Brüſten lagen,
Die Liebe nur empfingen, noch nicht fühlten,
Den Kindern wollteſt du das Leben friſten,
Um dann erſt, wenn ſie Liebe geben können,
Wenn ſie es wiſſen, was ein Vater iſt,
Die grauſe Axt ihm auf das Haupt zu ſchwingen?
Nein! ſieh' ſie an! dich halten ſie umſchlungen,
Den Vater aber ſucht der bange Blick.
Wenn du ein Recht denn auf ſein Leben haſt,
So nimm es, — doch nicht mehr als dieſes Leben.
Nimm es, — doch laß die Stütze dieſer Hütte; —
Nimm es, — doch laß das Glück in meinen Armen,
Die ſegnend ich zehn Jahre dir erhob; —
Nimm es, — doch laß in dieſer Kinder Bruſt

Die heit're, unſchuldsvolle Freude ſteh'n,
Die kaum die erſten zarten Blüthen treibt. —
Das kannſt du nicht, d'rum übe Großmuth aus,
Und laß uns den, mit dem du alles nimmſt!

Thongo.

Es iſt umſonſt, und nicht zum zweiten Mal
Soll deinen Thränen dieſer Arm gehorchen.
Schon damals ſchrie des Bruders Blut zu mir,
Der ungeſühnt im dunklen Grabe ſchläft;
Ich achtete der Bruderſtimme nicht,
Und dachte nur an ſeines Mörders Kinder.
Zehn Jahre hat die Stimme mich verfolgt,
Die nur der Rache Stahl zum Schweigen bringt.
Die Friſt iſt um, der Sühnungsruf wird lauter,
Und wenn mir Auge lüget oder Mund,
So denke, dieſes Aug ſey der Lügner,
Der frevelhaftes Mitleid weiter ſagt,
Und nicht der Mund, der zu vollzieh'n verſpricht,
Was das Geſetz, das alte, ſtreng gebeut.

Illina.

Nichts von Geſetz, wo die Natur verdammt,
Nichts von Gerechtigkeit, wo Rache ſpricht,
Das Herz ſpricht anders, ach, und wehe dem,

Der das Geſetz nicht in dem Herzen ſucht!
Glaubſt du denn auch, des ew'gen Geiſtes Mund
Hat jenes Wort, das gräuliche, geſprochen,
Das hundertjähr'gen Wechſelmord erzeugt?
Kann das des höchſten Geiſtes Stimme ſeyn,
Was ſchon die Bruſt des Sterblichen empört?
Wo wird der Vater, wenn das Kind gefehlt,
Den Mordſtahl tauchen in die junge Bruſt?
Wo wird er fremder Hand die Waffe reichen,
Daß ſie für ihn das grauſe Werk vollziehe?
Er ruft das Kind, zieht es an ſeine Bruſt,
Dem Reuigen verzeih'n, iſt ſeine Luſt.
Und er, deß Rieſenbild da draußen ſteht,
Mit milden Augen auf die Erde blickend,
Die gabenreichen Hände über uns
Mit ſegnender Geberde niederhaltend,
Mit keinem Dolch umgürtet, fruchtbehangen,
Die Keule nicht, ein reiches Füllhorn tragend,
Aus dem er Glück auf unſ're Hütten gießt,
Ach, er, der unſer aller Vater iſt,
Gäb' ein Geſetz mit warmem Blut geſchrieben,
Für alle gleich, die blinde Leidenſchaft,
Die lang geübter Bosheit wilde Kraft

Zur Unglücks = oder Frevelthat getrieben?
O, ſey ſo menſchlich, wie ein Vater iſt,
Und glaube, nicht vom Himmel kam ein Wort,
Das keiner üben kann, der Liebe fühlt!

Thongo.

Das keiner üben kann, der Liebe fühlt?
Es herrſcht Jahrhunderte das Blutgeſetz,
Und wird geübt, was auch die Liebe ſage.
Noch heut' umſchlang den Freund des Freundes Arm,
Der Vater ſeinen Sohn, der Sohn den Vater,
Und morgen ſchlug derſelbe Freund den Freund,
Der Vater ſeinen Sohn, der Sohn den Vater,
Weil er mit Blut die Mörderhand befleckt,
Das laut um Rache gegen Himmel ſchreit.
Die That geſchah, — der Rächer nahm den Stahl,
Und ſtreng vollzogen wurde das Geſetz.

Illina.

Wie aber ward das blut'ge Wort vollzogen?
Wo ſahſt du einen, der das ſcharfe Beil
Zu blinder Rache ſenkte auf ein Haupt,
Dem nicht fortan durchs ganze lange Leben
Ein düſt'rer Ernſt die falt'ge Stirn umwölkte,

Weil er gethan, was die Natur verbiethet,
Was kein Geſetz von ihm begehren kann.

Thongo.

Sag' nicht, das Herz ſpricht ſo; es ſpricht das deine,
Von dem den Gatten reiſſet das Geſetz,
Und was der Schmerz dich lehrt, das hält'ſt du kühn
Der ſtrengen Satzung alter Zeit entgegen.
Sie netzte wohl ſchon manche ſolche Thräne, —
Die eh'rnen Worte löſchte keine aus.

Illina.

In meiner Bruſt nur ſpricht ſich ſolches aus?
Dich frag' ich ſelbſt, greif' in das eig'ne Herz.
Wie war dir, als du einſt nach Hauſe gingſt,
Und zu dir ſprachſt: dem Weib' hab ich den Gatten,
Den Kindern dort den Vater heut' erhalten.
Wie iſt dir jetzt, wo wieder du erſcheinſt
In derer Mitte, die du einſt beglückt,
Und die nun alle deine Art ſoll tödten?
O, warſt du damals froh in deinem Herzen,
Wenn auch dein Auge zürnend um ſich ſchaute,
So biſt du jetzt, wo mild dein Auge blickt,
Im Herzen trüb, weil du es kränken willſt.
O kränk' es nicht! Als ich vorhin die Hände

Zum Himmel flehend und zu dir erhob,
Da bath ich ungeſtüm den ew'gen Geiſt
Um ſchnellen Rath in dieſer Todesnoth.
Da klang mir's in der Bruſt, als hört' ich ihn,
Nicht ich, ein and'rer ſprach in meiner Seele;
„Die Kinder ruf', und bittend nah' dich ihm."
Und wie mir oft in einer trüben Qual
Solch eine Stimme in das Herz geredet,
Und mahnend mich das Rechte hieß ergreifen,
So glaub' ich feſt: der Geiſt ſpricht aus dem Herzen,
Geſcheh'n ſoll, was der inn're Ruf gebeut,
Und nicht gewagt ſey, was ihm widerſtreitet!

Thongo

(nach einer Pauſe des Kampfes zu Matoban.)

Du folge mir.

Illina (ſeine Knie umfaſſend.)

Nein! — nein! — ich laß' dich nicht!
An deinen Knieen klamm're ich mich feſt,
Und mich erſt muß die Axt darnieder ſchmettern,
Eh' du von dieſer Stelle weichen ſollſt!
Aus Rador's Mund hat finſt'rer Haß geſprochen,
Der große Geiſt ſollt' ihn beſchönigen,
Der nicht in Blutgeſetzen ſchaurig ſpricht.

Schlug dir der Gatte deinen Bruder todt,
Der finſt're Ernſt auf der einſt heitern Stirn
Zeigt gröſs're Strafe, als den ſchnellen Tod,
Mit dem du auch die Seinigen vernichteſt.
Der Bruder wacht dir nicht in's Leben auf,
Wenn du den Gatten und den Vater ſchlägſt, —
So nimm ihn ſelbſt an Bruderſtelle hin,
Er wird dich lieben, wie ein Bruder liebt,
Mir ſeyſt du nach dem Ewigen der Erſte,
Und dieſen Kindern wirſt du Vater ſeyn!
So ſpricht das Herz, Verſöhnung iſt ihm Luſt,
Wenn dem Beleidiger ein Herz auch ſchlägt.

(Pauſe.)

Ha, dieſer Blick! heran ihr Kinder, kommt!
Hin an ſein Herz! nun hat es laut geſprochen!
Wie eine Sonne ſchien dieß Heldenauge!
Triumph! er iſt gewonnen!

(Wie ſie aufſpringt und ihn umfaſſen will, wendet er ſich abwehrend zu ihr, und ſpricht bedeutungsvoll.)

Thongo.

Du vertraue
Dem Geiſt, der aus dir ſpricht! (zu Matoban) Du folge mir.

(Illina ſtürzt mit einem Schrei ohnmächtig hin. Matoban küßt die ſich an ihn drängenden Kinder, weiſet auf die Mut=

ter, und will folgen. Die Mädchen ziehen ihn zu Illinen, welche er während der folgenden Handlung unbeweglich an ſeiner Bruſt hält.)

Jami

(ſich raſch vom Baume wendend, die Axt vom Boden erhebend, und auf Thongo eindringend.)

Nein, du haſt mich geſchreckt nur, nicht gelähmt,
Es fällt der Streich, in den du ſelber rennſt.

Thongo.

(Ihn eilig mit ſeiner Leibbinde an einen Baum feſſelnd.)

So laß doch ſeh'n, ob dieſe Binde nicht
Des Hirſchentödters Raſerei bezwingt,
Und fern ihn bleiben heißt, wo Männer handeln.

(Er winkt dem Matoban, und geht ruhig ab.)

Jami.

Die Binde reißt, ich ſchwör's, die Binde reißt,
Der Liebe Macht kann nicht ein Faden hemmen,
Die Binde reißt, und mit ihr auch dein Leben!

Matoban

(läßt Illinen los, umarmt den Sohn, und ſpricht, auf die ohnmächtige Mutter, auf die weinend neben ihr knieenden Kinder deutend.)

Jetzt wende dorthin alle deine Liebe.

(Dann ſchreitet er raſch vorwärts, und ruft mit zum Himmel gehobenen Armen.)

Und du, laß meine letzte Kraft nicht reißen!

(Er folgt raſch dem hinter den Bäumen verſchwindenden Thongo.)

Sechste Scene.

Die Vorigen ohne Thongo und Matoban.

Jami (in ſtetem Bemühen ſich loszumachen.)

Du großer Geiſt, der du den Donner rollſt,
Den Pfeil will ich, die Axt hinfort nicht führen,
Kein Wild erlegen in erhitztem Lauf,
Kein Krieger will ich, wie der Vater, werden,
Der rings umher der Schreck der Feinde iſt,
Verroſten ſollen die geliebten Waffen,
Nur Netze flechten, wie die Weiber thun,
Und Fiſche fangen will ich, wie die Knaben,
Wenn jetzt du hilfſt, daß ich die Binde reiße,
Und meine Axt noch einmal führen kann!
Doch bald, o hilf! o hilf! der Vater ſteht,
Das Beil iſt ſchon gehoben auf ſein Haupt,
Kein Mitleid iſt in ſeines Mörders Blicken!
Ach! ach! zu ſpät! zu ſpät! herbey, ihr Schweſtern!

Der Ew'ge hört mich nicht, ſo rettet ihr!
Helft mir die Binde reißen, die den Tod
An des geliebten Vaters Sohlen feſſelt!
Umſonſt! der Schmerz um die erblaßte Mutter
Hat taub ſie jedem andern Ruf gemacht!
Helft! — helft! — o hilf! noch einmal, großer Geiſt!

(Die Binde reißt.)

Ha!! (Er nimmt raſch die Axt, und läuft mit der geſchwungenen den beiden nach.)

Siebente Scene.

Die Vorigen ohne Jami.

(Pauſe.)

Sigana.

Mutter! Mutter! wachſt du nimmer auf!

Liſſa.

O komm mit uns! ich kann dich ja nicht laſſen!
O komm mit uns, wo er den Vater droht
Mit aufgehob'nem Beile zu erſchlagen!

Sigana.

Laß uns noch einmal ſeine Knie umſchlingen,
Mich ſoll er tödten, nur den Vater nicht!

Illina

(erholt ſich, erhebt ſich langſam, blickt um ſich, und ruft in Verzweiflung.)

Fort?! — Laßt uns mit dem Vater ſterben geh'n!

(Sie nimmt an beiden Händen die Kinder, und eilt fort. Im Hintergrunde tritt ihr Matoban mit Jami entgegen. Sie ſtürzt mit einem Schrei an ſeine Bruſt.)

Achte Scene.

Matoban, Jami, die Vorigen.

Liſſa (ſich freudig an den Vater ſchmiegend.)

Du lebſt? du lebſt?

Sigana.

Wir wollen mit dir ſterben!

Matoban.

Sollt mit mir leben, leben, meine Kinder!
O ſchlage deine Augen wieder auf
An dieſer Bruſt, die an der deinen ſchlägt,
Schlag' deine Augen auf, geliebtes Weib,
Und fühl' es an dem Stürmen dieſer Bruſt,
Die ruhig war, ſo lang der Tod ihr drohte,
Daß er vorüberzog, und nicht mehr droht!

Illina (ſich erholend.)

Du hier, um einmal noch mit dieſem Arm
Die todtgeweihte Gattinn zu umſchlingen?

Matoban.

Ein Wort von mir ſoll dich ins Leben rufen,
Wie dein Wort erſt das Leben mir erhielt.
Wir kamen in den nah'geleg'nen Hain,
Den wen'ge Schritte von der Hütte trennen,
Wo vor dem Rieſenbild des großen Geiſtes
Einſt König Rador gab das Blutgeſetz.
Da faßte Thongo meine Rechte an,
Und ſprach mit hellverklärtem Angeſicht,
Die Blicke heiliger Begeiſt'rung voll,
„An dieſer Stelle, wo das Graungeboth
„Einſt König Rador ſchuf, ſpricht Thongo heut:
„Es kam dieß nicht vom großen Geiſt hernieder!
„Im Rach'- und Blutgeſetz ſpricht nicht ſein Mund,
„So ſagte erſt dein Weib, und wie ein Blitz
„Iſt mir das Wort in dunkle Bruſt gefahren.
„Die Satzung iſt verbannt, es ſoll hinfort
„Selbrächend keiner ſeinen Stahl erheben.
„Du aber eil', den Deinen es zu künden.
„Sey Bruder mir und Freund ſtatt jenes Todten.

„Ich ſag' es hier, den Dank mir zu erſparen,
„Genug der Thränen hab' ich ſchon geſeh'n."
Dann küßt' er mich, und ging, und hörte nichts.
Ich aber hob den Nacken, der gebeugt
Den Todesſtreich ſchon zu empfangen war,
Zum Himmel auf, und fühlt' in meiner Bruſt,
Was Leben iſt und Liebe, Weib und Kind!

(Er umſchlingt alle. Illina wirft ſich, der Sprache nicht mächtig, an ſeine Bruſt.)

Sigana.

O Vater! Vater!

Liſſa.

Er iſt wieder unſer!

Jami.

Mir aber konnte nicht der Greis entkommen,
Ich lief ihm nach, ereilte ihn, und ſprach:
„Das Köſtlichſte, was immer ich beſitze,
„Iſt dieſe Axt mit ihrem bunten Stiel,
„Und dieſem blanken Stahl, d'rin man ſich ſpiegelt,
„Womit ich heut' den erſten Hirſchen ſchlug.
„Als ein Geſchenk nimm dieſe Axt von mir."
Ich gab ſie ihm, und lief zurück zum Vater.

Illina.

O Matoban! wie hat die Angſt geendet!
Wie leuchtet nach zehn nachumzog'nen Jahren
Ein Tag herauf, der neues Leben gibt!
Wie faß' ich es! ich halte dich umſchlungen!
Dieſelben Arme, die Verzweiflung erſt
Um den verlornen Gatten ausgeſtreckt,
Dieſelben Arme ſchließen ſelig jetzt
Sich wieder um den neu vermählten Gatten!
Doch hin zu ihm, und nicht zum zweitenmal
Sey ohne Dank er Retter uns geworden.
Kommt Kinder, kommt! wie eures Vaters Wangen
Müßt ihr die Wangen dieſes Edlen küßen,
Wie euren Vater lieben müßt ihr ihn!
Fort! fort! zu ihm! zu ihm!

Alle (indem ſie abgehen.)

Zu ihm! zu ihm!

(Der Vorhang fällt.)

Der Prinz von Viana.

Frei nach dem Spaniſchen des Quintana.

Der Prinz von Viana wurde am 29. Mai des Jahres 1421 zu Pennafiel geboren. Er war der Sohn Don Juan's, Infanten von Aragonien, und der Donna Blanka, der Tochter und Nachfolgerinn Carls des Dritten, Königs von Navarra, dem man ſeines vortrefflichen Characters wegen den Beinamen des Edlen gegeben hatte. Um dieſe Zeit flammte in Caſtilien das Feuer bürgerlicher Kriege, angefacht durch den Ehrgeitz der Großen, die, als ſie Johannes des Zweiten Schwäche und Unfähigkeit gewahr wurden, mit wankloſer Hartnäckigkeit ſich der Verwaltung und der höchſten Gewalt zu bemächtigen ſtrebten. Blanka's Gemahl ſpielte bei dieſen Unruhen die Hauptrolle, obwohl er es damals mit der Hofparthei hielt, welche allem Anſcheine nach das Recht auf ihrer Seite hatte. Aragonien ſeufzte unter der Laſt eines Krieges, welchen ſein König, Don Alonſo, wegen ſeiner Anſprüche auf den Thron von Neapel führte. Frankreich wurde zu

gleicher Zeit durch innerliche Unruhen und durch die Einfälle der Engländer zerriſſen. Nur das kleine Navarra genoß eines tiefen Friedens, welchen es der Klugheit ſeines Königs, und der Geſchicklichkeit verdankte, mit welcher derſelbe ſich die Liebe der benachbarten Fürſten zu erwerben gewußt hatte, ohne jemals mit einem von ihnen in feindſelige Berührung zu gerathen. Carl, ſein Enkel, welcher dem zwiſchen Don Juan und Donna Blanka geſchloſſenem Ehvertrage zu Folge, in Navarra erzogen werden ſollte, wurde von ſeiner Mutter dahin gebracht, und ſeinem Großvater zur Erziehung übergeben. Er war damals erſt ein Jahr alt, und ſein Großvater, der ſeine ganze Hoffnung der künftigen Glückſeligkeit des Staates auf dieſen Knaben ſetzte, wollte ihn als ſeinen Erben auf beſondere Weiſe auszeichnen, und erhob Viana zu einem Fürſtenthume, von welchem in Zukunft die erſtgebornen Prinzen von Navarra den Titel führen, und das ſie als Erbgut beſitzen ſollten. Dieſe Verfügung wurde von den Cortes des Reiches in einer allgemeinen, zu Olite abgehaltenen Verſammlung gebilligt, und zugleich wurde von denſelben der Schwur geleiſtet, daß der Knabe nach dem Abſterben ſeines Großvaters und ſeiner Mutter, dieſem als König von Navarra nachfolgen ſollte.

Ein herrlicheres und beſſeres Geſchenk war für den Prinzen die treffliche Erziehung, welche er erhielt, und die, da der alte König ſie nicht vollenden konnte, von ſeiner tugendhaften Mutter nach dem nämlichen Plane fortgeſetzt wurde. Alles wirkte dabei zuſammen: ritterliche Übungen; Maximen der Tugend; Studien, die gleich geeignet waren, ſeinen Verſtand zu bereichern, und ſein Herz zu bilden; und mehr als alles dieſes, der Anblick eines friedlichen und blühenden Reiches unter einer weiſen und milden Regierung. Die Frucht dieſer ſorgfältigen Bemühungen waren die ausgezeichneteſten Fortſchritte des Prinzen, wovon ſein Betragen und ſeine Schriften hinreichende Proben geben; allein, die Hoffnungen, welche Navarra von ihm ſich machen durfte, gingen auf die traurigſte Weiſe in dem Sturm des Unglücks zu Grunde, welchen ſein Unſtern über ihn herauf führte.

Noch war er ſehr jung, als ſein Großvater ſtarb; allein der Tod ſeiner Mutter traf ihn erſt nach Vollendung ſeines ein und zwanzigſten Jahres. Sie ernannte ihn zum alleinigen Erben in ihren Staaten von Navarra und Nemours, wie dieſes ihrem Ehvertrage mit Don Juan gemäß war; allein ſie bat ihn, ſich, eh' er noch den königlichen Titel annehme, um den Segen und

die Zuſtimmung ſeines Vaters zu bewerben. Donna Blanka war in Caſtillien geſtorben, und der Prinz während ihrer Abweſenheit ihr Stellvertreter in der Regierung geweſen, ein Rang, welchen er auch nachher mit Zuſtimmung ſeines Vaters beibehielt. Seine Depechen aus dieſer Zeit beweiſen, daß er, im Einklang mit den Wünſchen ſeiner Mutter, ſich Fürſt von Viana, Erbprinz und Stellvertreter ſeines Vaters nannte; Umſtände, welche, wenn ſie in einer Geſchichte auch höchſt unbedeutend ſcheinen, wenigſtens für die Gerechtigkeit der Sache des Prinzen in den folgenden Zwiſtigkeiten zeugen, und den Beweis liefern, daß ſeine Mäßigung und Beſcheidenheit nicht geringer, als ſein Recht, waren.

Donna Blanka hinterließ zur Zeit ihres Todes, außer dem Prinzen von Viana, noch eine Tochter ihres Namens, welche an den Prinzen von Aſturien Don Henrique vermählt, und eine andere mit Namen Donna Leonora, die ſich mit Gaſton, Grafen von Foix, verbunden hatte. Der Vater aller dieſer Kinder Don Juan, hatte die ganze Zeit ſeiner Ehe in den innern Kriegen Caſtilliens zugebracht, an deſſen Hofe er allein herrſchen wollte. Anfangs ſchien Alles nach ſeinem Wunſche zu gehen, ſo lange er die Parthei des Königs gegen ſeinen

eignen Bruder Don Henrique vertheidigte; als aber Don Alvaro de Luna ſich des Vertrauens des Königs und eines unbedingten Einflußes bemächtigt hatte — ein Mann, der in jener Epoche an Muth, Schlauheit und Stolz niemand über ſich ſah — ſo gewann der König von Navarra durch ſeine aufrühreriſchen Umtriebe weiter nichts, als daß er ſich allen Partheien gleich verhaßt machte. Die Caſtillianer fragten, warum er nicht lieber in ſeine eignen Staaten gehe, um dieſe zu regieren; und die Navarreſen waren mißvergnügt zu ſeinen Unternehmungen beitragen zu müſſen, welche für ſie ſelbſt weder ein Intereſſe hatten, noch ihnen einen Vortheil brachten. Als ſeine Gemahlinn ſtarb, war in den inneren Fehden Caſtilliens eben ein Stillſtand eingetreten; und Don Juan und ſeine Parthei hatten für den Augenblick den Triumph gewonnen, den Connetable Don Alvaro de Luna vom Hof zu vertreiben. Zu ihrer größern Sicherheit hatten ſie beſchloſſen, daß ihr Einfluß auf den König ein gleichmäßig vertheilter ſeyn ſollte; eine Übereinkunft, die den Wünſchen jedes Einzelnen zuwider lief, und die bei Juan's des Zweiten Schwäche, der nie ſeine Gunſt mit Klugheit gleichmäßig zu vertheilen verſtand, auch gar nicht verwirklicht werden konnte. Der König von Navarra be-

merkte, daß der Admiral von Caſtillien, Don Diego Henriquez ihm in der Gunſt des Königs den Vorſprung abgewann; ein Umſtand, der dem ehrgeitzigen Manne im höchſten Grade verhaßt war: und da er fürchtete, daß entweder Don Alvaro ſeine vorige Macht aufs neue gewinnen, oder der Admiral dieſe an ſich reißen möchte, ſo betrachtete er den Letzteren, obwohl er zu ſeiner eignen Parthei gehörte, mit den Augen eines mißgünſtigen Höflings, und rechnete die Gunſt des Monarchen ihm zum Verbrechen an. Sein Freund und Vertrauter, der Graf von Caſtro, der ihn durch ſolche Vorſtellungen verſtimmt und beunruhigt ſah, ſuchte ihm zuerſt die Ungerechtigkeit ſeines Verdachtes gegen den Admiral darzuthun, der ſich immer als ein zuverläßiger Freund gegen ihn bewieſen habe; und fügte endlich, um ihn ganz zu beruhigen, die Bemerkung hinzu, daß er, um ſich des Admirals gänzlich zu verſichern, die Bande, welche ſie vereinigten, ja nur noch feſter zu knüpfen brauche. Da Donna Blanka geſtorben ſey, und Donna Juana Henriquez, Don Fadrique's Tochter alle Vorzüge beſitze, welche er bei einer, ſeiner würdigen Verbindung wünſchen könne, ſo ſolle er ſie von ihrem Vater zur Gemahlinn verlangen; auf dieſe Weiſe werde das Band der Freund-

ſchaft zwiſchen ihm und ihrem Vater ein unauflösliches werden.

Der Rath war kaum gegeben, als er auch ausgeführt wurde; und ein König von Navarra, der Stellvertreter ſeines Bruders in den Staaten von Aragonien, und einſt deſſen muthmaßlicher Erbe, bewarb ſich jetzt, nachdem er in Caſtillien die Rolle eines intriganten Höflings geſpielt hatte, um die Tochter eines Privatmannes, weil er in einer ſolchen Verbindung eine Stütze für ſeine kleinlichen Abſichten, und für ſeinen untergeordneten Ehrgeitz fand. Die Verbindung wurde geſchloſſen; allein weder Don Juan, noch der Admiral fanden bei derſelben ihre Rechnung. Don Alvaro de Luna erhielt nämlich die Gunſt des Königs auf's neue: und da die größere Zahl der Granden ſich mit ihm vereinigte, ſo wurden die Infanten von Aragonien in dem Treffen bei Olmedo geſchlagen. Don Henrique ſtarb an ſeinen Wunden; der König von Navarra wurde zur Flucht gezwungen, und beide verloren zugleich ihre Staaten, und alles Anſehen in Caſtillien.

Inzwiſchen regierte der Prinz von Viana in Navarra, das jetzt die Früchte der weiſen und gemäßigten Grundſätze genoß, welche Carl der Edle feſtgeſtellt hatte.

Nur einzelne Funken des caſtillianiſchen Krieges ſprühten in dieſes Land, wo ſie ſogleich erloſchen. Zwar fielen im Jahr 1451 der König von Caſtillien und ſein Sohn Don Henrique mit einem bedeutenden Heere in Navarra ein, und belagerten die Stadt Eſtella; allein der Prinz, deſſen Streitkräfte zu ſchwach waren, um den caſtillianiſchen Schaaren Widerſtand zu leiſten, ergriff den Ausweg ſich unbewaffnet in das königliche Lager zu begeben, und wußte, indem er ſich auf das zwiſchen beiden Staaten ſeit ſo langer Zeit beſtandene freundſchaftliche Verhältniß berief, durch die Vorſtellung, wie ungerecht ihr jetziges Verfahren ſey, auf Vater und Sohn ſolchen Eindruck zu machen, daß Beide, von ſeinen Gründen überwältigt, und gerührt von ſeiner Beredſamkeit, die Belagerung aufhoben, und nach Caſtillien zurückkehrten. Es fehlt nicht an Geſchichtſchreibern, welche behaupten, daß dieſe Nachgiebigkeit eine tiefgedachte politiſche Abſicht zum Grunde gehabt; daß Don Alvaro de Luna bei dem dringenden Verlangen, die Streiche abzuwenden, welche der König von Navarra unaufhörlich gegen ſeine Macht führte, dieſem in ſeinen eigenen Staaten habe zu ſchaffen geben wollen, um ihn zu hindern, fremde zu beunruhigen, und daß er deßwegen ein innigeres Verhältniß zwiſchen

dem König von Caſtillien und dem Prinzen von Viana zu Stande zu bringen geſucht habe, indem er dem Letzteren zugleich gegen ſeinen Vater Mißtrauen einflößte, und das Gefühl der Kränkungen, welche er bereits von demſelben erfahren hatte, noch mehr zu reitzen ſuchte.

Was zunächſt auf jene Begebenheit folgte, gibt einer ſolchen Vermuthung allerdings Wahrſcheinlichkeit. Der König von Navarra war von den Seinigen wenig geliebt; ſie waren es, welche größtentheils die Koſten jener immer erneuerten Unternehmungen tragen mußten, zu welchen ſein unruhiger Geiſt ihn hinriß; gegen ſie waren die Drohungen, und ſelbſt die rächenden Streiche Caſtilliens gerichtet; und es ſchien ihnen nicht wohlgethan, daß Don Juan ihr Intereſſe und ihre Ruhe dem Einfluße aufopferte, welchen er in Caſtillien zu gewinnen ſtrebte. Es erregte überdieß ihr Mißvergnügen, daß er, den geſchloſſenen Verträgen zuwider, die Gewalt und den Titel eines Königs von Navarra ſeinem Sohne noch immer vorenthielt, da doch Recht und Verdienſt und Alter dieſem darauf Anſpruch gaben. — Auch hatte es Mißfallen erregt, daß er ſich mit der Tochter des Admirals vermählt hatte, ohne dieſe Verbindung weder ſeinem Sohne, noch den Ständen des Reiches angezeigt zu

haben; und laut beſchuldigte ihn der Unwille, als Ausländer zu dem letzteren keine Neigung zu haben, und auf den Vortheil desſelben daher auch nirgend's eine Rückſicht zu nehmen.

In helle Flammen ſchlug dieſes Mißvergnügen auf, als Don Juan ſeine Gemahlinn nach Navarra ſchickte, um dort mit ſeinem Sohne gemeinſchaftlich die Regierung zu führen. „Mit welchem Recht er eine ausländiſche Frau abſende, um ſie zu regieren, und ſeinen Sohn zu kränken, der den Staat durch ſo viele Jahre hindurch mit Klugheit und Einſicht verwaltet habe?" — Das Betragen der Königinn, welche weit entfernt durch eine ihrem Geſchlecht entſprechende Milde und Sanftmuth die Gemüther ſich eigen zu machen, überall Hochmuth und Herrſchſucht zur Schau trug, erſchöpfte vollends die Geduld, und fachte das Feuer der Zwietracht noch mehr an. Es gab damals vorzüglich zwei Partheien in Navarra, die Agramonteſiſche und Beaumonteſiſche, welche Eiferſucht in Bewerbung um die königliche Gunſt erzeugt hatten. Alles Anſehen und alle Bemühungen Blanka's hatten während der Regierung derſelben nicht hingereicht, ſie zu erſticken, und ihr Zwiſt entbrannte mit größerer Wuth als jemals, da es ſich allem Anſchein nach zwiſchen Va-

ter und Sohn zum Bruche neigte. Don Juan de Beaumont, Großprior von Navarra, und Bruder des Connetable's Don Luis, Grafen von Lerin, vermählt mit einer natürlichen Tochter Carls des Edlen, war Erzieher des Fürſten von Viana geweſen. Beide Brüder waren die Häupter der Parthei Beaumont, während an der Spitze der agramonteſiſchen Parthei Don Pedro von Navarra, Marſchall des Reiches ſtand. Jene erklärte ſich für den Prinzen, und dieſe aus Haß gegen ihre Nebenbuhler für den König. Als Beweis dieſes Beweggrundes erzählt man, daß Don Pedro von Navarra in Begleitung ſeines Freundes Pedro de Peralta, dem Prinzen kurz vor dem Bruche; als er auf die Jagd ritt, begegnet ſey, und zu ihm geſagt habe: „Euer Hoheit mag wiſſen, daß wir dieſelbe, wie es Pflicht und Recht von uns fordern, als unſern König und Herrn anerkennen; ſollten aber der Connetable und ſein Bruder uns Befehle geben und uns verfolgen wollen, ſo wiſſet, Herr, daß wir uns auf ehrenvolle Weiſe, ſo kräftig als möglich vertheidigen wollen; nicht in der Abſicht Euer Hoheit den pflichtſchuldigen Gehorſam zu entziehen, ſondern um uns gegen unſere Feinde zu ſchützen, die es darauf anlegen, uns zu Grunde zu richten." — „Ich ſehe nicht," entgegnete der Prinz, daß

der Connetable und ſein Bruder euch ſo viel Übles zufüg-ten, wie ihr da ſagt. Aber denkt nicht daran; der Himmel wird für alles ein Mittel finden, und es ſo fügen, daß ihr euch meinem Vater und mir als ſo treue Diener be-währet, als eure Pflicht euch es zu ſeyn verbindet.“

Zuletzt kam es zwiſchen Vater und Sohn dennoch zum Bruche, indem der eine, wie bisher, die höchſte Gewalt in Navarra behaupten, der andere den Verträ-gen gemäß den Beſitz derſelben ſich zueignen wollte. Auf welcher Seite das Recht geweſen ſey, braucht nicht erſt bemerkt zu werden; aber gewiß würde der Prinz beſſer daran gethan haben, ſeine gerechten Anſprüche nicht mit gewaffneter Hand geltend zu machen; weil dieſe Aus-kunft immer der gegründete Vorwurf verletzter Ehrfurcht gegen ſeinen Vater traf, und das Unheil, wie das böſe Beiſpiel eines bürgerlichen Krieges herbeizog. Die Kö-nige von Caſtillien und von Aragonien konnten die Rol-len gewichtiger und mächtiger Vermittler übernehmen, und der Prinz konnte auf dieſem Weg zu dem ihm ge-bührenden Rechte gelangen, ohne bis zu dem Frevel fortzuſchreiten, den Arm gegen ſeinen Vater zu erhe-ben. Auch waren die Kräfte in dieſem Kampfe keines-wegs gleich. War die Parthei des Prinzen auch zahlreich:

ſo erklärten ſich doch alle feſten Plätze, und Viana ſelbſt, für den König, der ſeit dem Tode ſeiner erſten Gemahlinn, und noch mehr ſeit ſeiner zweiten Vermählung darauf bedacht geweſen war, alle Feſtungen und Befehlshaberſtellen an ſeine treueſten Anhänger zu vergeben. Rechnet man noch dazu, daß Thätigkeit, Schlauheit, und Kriegserfahrung auf Don Juans Seite waren: ſo ſieht man leicht ein, daß die Parthei des Prinzen weder für die ſtärkere gelten, noch überhaupt in ihren Anſtrengungen glücklich ſeyn konnte.

Don Juan verweigerte der Übereinkunft, welche Carlos mit Caſtillien geſchloſſen hatte, ſeine Beiſtimmung, und dieſer, entweder weil er es müde war, eine untergeordnete Gewalt auszuüben, da ihm die unumſchränkte gebührte, oder, weil die beaumontiſche Parthei ihn fortriß, gab jetzt das Zeichen zum Kriege, bemächtigte ſich der Feſtungen Olite, Tafalla, Aivar und Pamplona, und ſchickte ſich darauf an, Eſtella zu belagern, wo ſeine Stiefmutter ſich aufhielt. Bei der Gefahr derſelben flog der König, unterſtützt durch die Kräfte von Aragonien und die Parthei Agramont ſogleich herbei: allein da er ſich zu ſchwach fand, um eine Schlacht wagen zu können, ſo kehrte er, um ſich zu verſtärken nach Arago=

nien zurück, indem er den Seinigen einſchärfte, in der Zwiſchenzeit ihren Gegnern ſo tapferen Widerſtand als möglich zu leiſten. „Carlos," ſagt Mariana, „ließ ſich durch ſeine redliche und ſanfte Geſinnung täuſchen; er glaubte, daß der König bei ſeinem Abzuge nicht die Abſicht habe, ſobald wieder zurückzukehren, er verabſcheute den Krieg und wollte ſich auch den Navarreſen nicht dadurch mißfällig machen, daß er längere Zeit hindurch caſtillianiſche Truppen im Reiche behielte. Dieſe hoben daher, von ihm überredet, die Belagerung von Eſtella auf und zogen ſich nach Burgos zurück; zu eben der Zeit, wo der König, nie thätiger als damals, nachdem er ſeine Streitkräfte in Aragonien mit unglaublicher Schnelligkeit zuſammengezogen hatte, raſch nach Navarra zurückkehrte, und ſich vor Ayvar legte, um es wegzunehmen.

Der Prinz eilte herbei, um dieſen Platz zu unterſtützen, und nahm ſeinem Vater gegenüber ſein Lager. Ohne Verzug wollte der König zu einer Schlacht ſchreiten, um zu hindern, daß das Heer ſeines Sohnes ſich nicht vergrößere, da demſelben jeder Augenblick neue Schaaren zuſtrömten. Beide hatten ihre Truppen bereits in Schlachtordnung geſtellt, als einige Geiſtliche, die das

Gräuliche eines ſolchen Kampfes erwogen, die Rolle übernahmen, welche ihnen zuſtand, und durch die dringendſten Bitten, Ermahnungen und Vorſtellungen es dahin brachten, daß die ſtreitenden Partheien ſich zu einem Übereinkommen herbeiließen. Mit Bereitwilligkeit bot der Prinz die Hand dazu, und ſchlug vor, daß Don Juan ihn und die Seinigen zu Gnaden annehmen und ihm das Fürſtenthum Viana mit ſeinen Schlöſſern, den Seinigen aber alle Plätze zurückſtellen ſollte, deren die Gegenparthei ſich bemächtigt hatte; er ſelbſt ſollte in voller Freiheit bleiben, und volle Freiheit haben, über ſein Haus zu verfügen, wie es ihm gut ſchiene; er ſollte, wie bisher in der Abweſenheit ſeines Vaters der Stellvertreter desſelben in der Regierung ſeyn; dieſer ſollte endlich ſeine mit Caſtillien geſchloſſenen Verträge beſtätigen, und ihm Zeit geben, ſeinen König von dem abgeſchloſſenen Vertrage in Kenntniß zu ſetzen.

Dieß waren keine Vorſchläge eines Rebellen, da die höchſte Gewalt ganz in den Händen des Vaters blieb, um die es ſich allein handelte. Der König gab zu einigen der vorgeſchlagenen Puncte ſeine Zuſtimmung, modiſizirte andere, und der Prinz ließ aus Liebe zum Frieden ſich Alles gefallen, was man verlangte, und erklär=

te, daß, ſo wie ſein Vater ihn wieder zu Gnaden an= nehme, er mit allen den Seinigen ſich gehorſam deſſen Befehlen unterwerfe. Der Vertrag wurde zuerſt von dem Prinzen, dann vom König unterzeichnet; darauf wurde er von beiden feierlich beſchworen, und wenig Stunden nach dieſem feierlichen Schwure — waren beide Heere im heftigſten Handgemenge begriffen. Was Veranlaſſung ei= nes ſo raſchen und ſo ſchändlichen Wechſels der Dinge geweſen ſey, iſt unbekannt: ſo daß die Vermuthung Al= leſons hohe Wahrſcheinlichkeit erhält, welcher zu Folge bei der Erbitterung beider Partheien irgend ein Fun= ke dieſes Feuer erzeugte, ohne daß Vater oder Sohn dasſelbe zu erſticken vermocht hätten. Lange Zeit waren die Truppen des Prinzen im Vortheile. Seine Vorhut warf ſich mit ſolchem Ungeſtüm auf jene des Königs, daß dieſe, obwohl ſie aus den beſten Bataillonen desſelben be= ſtand, dennoch weichen mußte. Allein unter dieſen kämpf= te Don Rodrigo de Rebolledo, erſter Kammerherr des Königs, ein Krieger von ſeltner, und ſchon bei andern Gelegenheiten erprobter Tapferkeit. Dieſer behauptete ſich im Kampfe, und durch ſein Beiſpiel aufgemuntert, ſammelten auch die übrigen wieder Muth, und kehrten auf's Neue in den Streit zurück. Sein heftiger Angriff

trieb die andaluſiſche leichte Reiterei, welche dem Prinzen zu Hülfe gekommen war, in die Flucht: und dieſer, der ſich auf dem Puncte ſah, einen bereits errungenen Sieg zu verlieren, verdoppelte Kraft und Kühnheit, und ſtürzte ſich mit den Seinigen auf das Bataillon, in welchem ſein Vater ſelbſt focht. Schon ſah ſich dieſer von allen Seiten bedrängt, ſchon war er in Gefahr in die Hände des Prinzen zu fallen, als ſein natürlicher Sohn Alonſo von Aragonien zu ſeinem Beiſtand herbeiflog, mit dreißig Speerreitern den beaumonteſiſchen Rittern, welche ſich ſchon für die Sieger hielten, in die Flanke fiel, ſie in Unordnung brachte, und den Königlichen es möglich machte, ſie gänzlich zu zerſtreuen, und ihnen den Sieg aus den Händen zu winden. Der Prinz, gezwungen ſich zu ergeben (28. Oct. 1452) wollte Degen und Panzerhandſchuhe nur ſeinem Bruder Alonſo überreichen, der, um ſie zu empfangen vom Pferde ſtieg, und vor ſeinem Gefangenen ſich auf das Knie niederlaſſend, dieſem die Hand küßte.

Der erzürnte Vater wollte den Prinzen nicht ſehen, und des Letzteren Einbildungskraft war ſo ſehr aufgereizt, daß er fürchtete, man möchte ihm Gift geben, und weder im Lager noch auf dem Schloße Tafalla irgend eine

Speiſe berühren wollte, wenn nicht ſein Bruder ſie vorher gekoſtet hätte. Bei ſolcher Strenge von der einen, bei ſo viel Argwohn von der andern Seite; entzündeten ſich die Gemüther nur immer heftiger, und alle Wege zur Verſöhnung ſchienen verſchloſſen zu ſeyn. Jene unſelige Zeit war dazu verdammt, die Kämpfe innerer Zwietracht, welche die heiligſten Bande des Blutes zerreißen, ſich beſtändig erneuern zu ſehen. Der Prinz von Caſtillien legte es darauf an, ſeinen Vater mit Gewalt des Thrones zu berauben; der König Carl von Frankreich war mit ſeinem Sohne, nachmals Ludwig den Eilften in offener Fehde begriffen, und Navarra ſah innerhalb ſeines Umkreiſes Vater und Sohn ſich bei Ayvar ein Treffen liefern.

Der König reiste nach ſeinem Siege nach Saragoſſa, wo die Verſammlung der Stände von Aragonien ſeine Gegenwart forderte. In dieſer Verſammlung wurde beſchloſſen, daß vierzig von den anweſenden Mitgliedern derſelben ernannt werden ſollten, um Don Juan bei Betreibung der vielen und wichtigen Geſchäfte, welche damals zu ſchlichten waren, an die Hand zu gehen; ein Beſchluß, der Letzterem im höchſten Grade zuwider war, weil er wohl vorausſah, wie hinderlich dieſer Abſchluß

ſeinen Entwürfen ſeyn würde. Kein anderer Gegenſtand bot inzwiſchen größere Schwierigkeiten als die Zwiſtigkeiten in Navarra, und die Gefangenſchaft des Prinzen. Weit entfernt, daß das erlittene Unglück ſeine Parthei hätte entmuthigen ſollen, mehrte im Gegentheile die Erbitterung ihre Kräfte, und unterſtützt von dem Prinzen von Aſturien, fachte ſie die Flamme des bürgerlichen Krieges nur noch heftiger an; bemächtigte ſich mehrerer feſter Plätze, und beunruhigte die Grenzen von Aragonien. Das nämliche drohte ſeinerſeits der König von Caſtillien; ſo daß jene vierzig Deputirte ernſtlich daran dachten, die Ruhe in Navarra wieder herzuſtellen, um einen Brand zu hemmen, der ihr eigenes Haus zu ergreifen drohte. Zu dieſen politiſchen Gründen geſellte ſich noch das Mitleid gegen den Prinzen, der von ſeinem Vater mit großer Härte behandelt wurde. Man hatte ihn von dem Schloße Tafalla nach Mallen, und von Mallen nach Monroy gebracht, ohne daß Don Juan's argwöhniſcher Groll ſich ſeines Gefangenen verſichert gehalten hätte. Auch die Gemäßigten ſahen es mit Unwillen und murrten darüber, daß man den gebornen Prinzen von Navarra, den vermuthlichen Erben von Aragonien, und einen jungen Mann, deſſen Talente zu ſo großen

Hoffnungen berechtigten, wie einen niedrigen Verbrecher von Gefängniß zu Gefängniß ſchleppte.

Die erſte Probe, welche jene Bevollmächtigten von ihrem Unwillen und ihrer Entſchloſſenheit gaben, war, daß ſie die Truppen, welche ſich an den Grenzen verſammelten, ſchwören ließen, ſich von Don Juan nicht zum Kriege gegen den Prinzen von Viana brauchen zu laſſen. „Wenn ihr als König von Navarra,“ ſagten ſie, „und Stellvertreter von Aragonien, an zwey Kriegen nicht genug habt, ſo haben wir an einem genug, und bedürfen, außer jenem gegen Caſtillien, keines weiteren;“ und da ſie erfuhren, daß Caſtillien ſeine Streitkräfte zuſammenziehe, um in Navarra einzufallen und die beaumonteſiſche Parthei zu verſtärken, ſo ſetzten ſie mehrere Artikel eines Vertrages auf, welchen zu Folge der Prinz ſeine Freiheit und ſein Fürſtenthum Viana erhalten, und Pampelona und Olite, die ſeine Parthei ergriffen hatten, an ſeinen Vater ausliefern ſollte. Die Einkünfte des Reiches ſollten beide gemeinſchaftlich unter ſich theilen; ihre Streitigkeiten ſollten ſie dem Könige von Aragonien, der ſich in Italien befand, zur Entſcheidung überlaſſen; überdieß ſollte der Sohn über ſeinen Hof nach Gefallen ver-

fügen, und den Anhängern der einen wie der andern Parthei vollkommene Vergebung zugeſichert werden.

Der Prinz unterzeichnete dieſen Vertrag: auch der König; aber dieſer fügte mehrere Beſchränkungen hinzu, die ſeinem Sohne nicht ſehr erfreulich ſeyn konnten. Dieſer ſollte ohne ſeine Einwilligung nie eine Reiſe zu ſeinem Onkel, dem König von Aragonien unternehmen, und ſeinen Hof aus Gliedern der beaumonteſiſchen und agramonteſiſchen Parthei zuſammenſetzen. Don Juan glaubte, daß der Prinz, um ſeine Freiheit zu erlangen, auch die härteſten Bedingungen eingehen würde, und Carlos im Gegentheile, der von der Rüſtung, welche man zu ſeinen Gunſten in Caſtillien machte, wohl unterrichtet war, wünſchte einen vortheilhafteren Vergleich zu erhalten, ſollte auch ſeine Freiheit dabei einigen Verzug erleiden. So verſtrich die Zeit, und man gelangte zu keinem Reſultate. Aragonien ſah ſeine Grenzen bedroht, ſein abweſender König vermochte es nicht zu ſchützen; und die Deputirten wußten nicht, wie ſie es anfangen ſollten, das Reich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen. Sie ſchickten Geſandte nach Pampelona, um eine Übereinkunft zu treffen; allein dieſe Stadt erklärte, daß ſie die Waffen nicht zum Nachtheile Aragoniens ergriffen

habe, ſondern zur Vertheidigung ihres Fürſten, und daß ſie einzig deſſen Freiheit und Herrſchaft wolle. Noch mehr thaten die Navarreſen: Sie ſchickten Abgeordnete an die Cortes von Aragonien, um ihnen die nämliche Verſicherung zu geben; ihnen für ihre Verwendung zu Gunſten des Prinzen Dank zu ſagen; und an den Grenzen den zwiſchen beiden Reichen beſtehenden Frieden zu verkünden.

Da Pampelona ſah, daß die Angelegenheiten des Prinzen nicht vorwärts gingen, ſo ſchickte dieſe Stadt drei Abgeordnete vom höchſten Range ab, welche unter Vermittlung der Stände Aragoniens, den König ſelbſt um die Befreiung desſelben bitten ſollten. Dieſer vermochte den vereinigten Bitten zweier Reiche und dem Drange der Umſtände nicht länger Widerſtand zu leiſten. Er ließ ſeinen Sohn von Monroy nach Saragoſſa kommen, und brachte ihn am fünf und zwanzigſten Jänner des Jahres vierzehnhundert drei und fünfzig in die Verſammlung der aragoniſchen Stände. Seine Befreiung war inzwiſchen keine vollſtändige; er durfte Saragoſſa nicht verlaſſen, und zwei Deputirte aus jenen Vierzigen übernahmen ſeine Bewachung. Man beſtimmte ihm dreißig Tage zur Abſchließung einer Übereinkunft; ein Ter-

min, der zur Auseinanderſetzung ſo vieler ſtreitiger Puncte zu kurz war, und zweimal verlängert werden mußte; da der König die Saiten gerne ſo ſtraff als möglich anziehen, und der Prinz auf keine unbillige Forderung ſich einlaſſen wollte. Zuletzt erhielt endlich dieſer ſeine Freiheit, indem der Connetable von Navarra, und ſeine beiden Söhne Don Luis und Don Carlos von Beaumont, als Geißel in der Gewalt des Königs blieben; nebſt andern Rittern, die ſich freiwillig dazu anboten, um einen Fürſten, den ſie anbeteten, in Freiheit geſetzt zu ſehen.

Allein deßwegen hatte der Krieg in Navarra noch immer kein Ende. Der Prinz von Aſturien Don Henrique, der Don Juan, ſeinen Schwiegervater tödtlich haßte, wollte von keinem Vergleiche etwas hören, und ſtand noch immer gewaffnet an den Grenzen von Caſtillien, von wo aus er der beaumonteſiſchen Parthei beſtändig Verſtärkungen ſchickte. Zur nämlichen Zeit ſchied er ſich von ſeiner Gattinn, Don Juan's Tochter, und ſandte ſie auf eine ſchmachvolle Weiſe zu ihrem Vater zurück. Die unglückliche Blanka wurde aus einem Bette verwieſen, welches ſie durch ihre Tugenden zierte, und welches nach ihr Johanna von Portugal einnahm, deren unbeſonnene Aufführung für Heinrich den Vierten die Quelle

der herbſten Unglücksfälle wurde. Sie lebte einige Zeit in Aragonien und ging dann nach Pamplona zu ihrem Bruder, der ſie auf das Zärtlichſte liebte, weßwegen ſie auch den Haß des Vaters gegen dieſen theilen mußte. Die Zwietracht wüthete alſo in Navarra nicht minder heftig, als vorher; kurze Zeitpuncte des Waffenſtillſtandes abgerechnet, in welchen man ſich mit Unterhandlungen beſchäftigte, die faſt fortwährend im Gange blieben. Die Hauptperſonen bei Letzteren waren Ferrer Lanuza, Juſtizpräſident von Aragonien, welchen Don Juan zur Schlichtung der Streitigkeiten mit Caſtillien abgeordnet hatte, und die Königinn von Aragonien, welche ihr Gemahl Alfons der Fünfte, gerührt von Spaniens Unglück, aus Italien in dieſes Land geſchickt hatte, um die obwaltenden Zwiſtigkeiten beizulegen. Der Friede kam endlich mit Don Henrique dem Vierten, der ſeinem Vater Juan dem Zweiten nachfolgte, wirklich zu Stande; allein die Feindſeligkeiten in Navarra konnten darin nicht erſtickt werden. Sie fanden in dem Groll der beiden Partheien Beaumont und Agramont fortwährend Nahrung. Alles, was man erreichen konnte, war ein einjähriger Waffenſtillſtand; (J. J. 1455) der, wenn er auch nicht ſehr ſtrenge gehalten wurde, doch einiges Blutvergießen hinderte.

Kaum aber war dieſer Zeitpunct verfloſſen, ſo erneuerten ſich die Feindſeligkeiten mit größerer Wuth als jemals. Don Juan erbrannte in unmäßigem Grimme darüber, daß man ihm nicht die Feſtungen auslieferte, die er dem bei der Befreiung des Prinzen geſchloſſenen Vertrage gemäß erhalten ſollte. Er drohte die Geißeln ermorden zu laſſen, welche in ſeiner Gewalt waren, und der Prinz drohte das nämliche an einigen anderen zu thun, welche ſich in den Städten befanden, deren ſeine Parthei ſich bemächtigt hatte; vorzüglich in Montreal. Unſtreitig that Carlos hier Unrecht, weil er die Bedingungen nicht erfüllte, welche er ſelbſt unterzeichnet, und zu welchen ſeine Bevollmächtigten ſich verpflichtet hatten. Von der andern Seite betrachtet, kannten ſowohl er als die Seinigen die Geſinnung des Königs, der im Verlaufe der Unterhandlungen mit der Königinn von Aragonien durchaus nichts von der Strenge nachlaſſen wollte, mit welchen er ſeinen Sohn gänzlich zu vernichten ſuchte. Don Juan's Wuth ging jetzt ſo weit, daß er mit ſeinem Schwiegerſohne dem Grafen von Foix ein Bündniß abſchloß, vermöge deſſen dieſer ſich anheiſchig machte, in Navarra einzufallen, und die Aufrührer zu züchtigen; Don Juan aber ſeine beiden Kinder Carlos und

Blanka enterbte, und ihre Rechte an den Grafen und die Gräſinn de Foix übertrug. So verfügte dieſer Raſende über eine Erbſchaft, die ihm nicht zuſtand, und über Rechte, welche er nicht beſaß; und indem er noch Grauſamkeit zur Ungerechtigkeit hinzufügte, verpflichtete er ſich, zu keiner Zeit einer Ausſöhnung Gehör zu geben, ſelbſt nicht, wenn ſich ſeine Kinder ihm gänzlich unterwerfen würden.

Schon war der Graf in Navarra eingerückt, und hatte nach der Vereinigung mit Don Juan's Parthei den Anhang des Prinzen in die größte Beſtürzung geſetzt, da dieſer weder der Truppenzahl, noch den Streitkräften nach, ihm Widerſtand zu leiſten vermochte. Schon hatte er Valtierra, Codreita und Melida belagert und eingenommen, und Rada, berühmt durch ſeine Stärke, geſchleift. Aivar, das Carlos wieder in ſeine Gewalt bekommen, wurde von ſeiner Stiefmutter belagert, und mußte ſich ihr ergeben. Jenes Königreich, das unter Carl's des Edlen und unter Blankas Regierung ſo blühend aufrecht geſtanden, und eines ſo ungeſtörten Friedens genoſſen hatte, war jetzt ein Schauplatz der Plünderung, aller Frevel, der Verwüſtung und des Mordes; die gewöhnlichen Früchte bürgerlicher Kriege, deren Be-

weggründe nicht Ruhmliebe und Ehrgenuß, ſondern Groll und Rachſucht ſind. Der Graf berief ſich auf die Enterbung, und Don Juan forderte Gelehrte und Sachwalter auf, gegen ſeine Kinder den Proceß, als gegen Aufrührer und gegen Empörer einzuleiten. Allein König Alfons, unzufrieden über das Einrücken der Franzoſen in Spanien, und über die Strenge und Härte ſeines Bruders, forderte dieſen auf, die ganze Entſcheidung dieſer Zwiſtigkeiten in ſeine Hände zu legen, wie er es ſchon gethan habe; und drohte, im Falle ſeiner Weigerung, ihm die Regentſchaft von Aragonien abzunehmen, und mit ſeiner ganzen Macht den Prinzen zu unterſtützen. Der König fürchtete die Drohungen ſeines Bruders, und ſuſpendirte den Proceß, welchen er gegen ſeine Kinder eingeleitet hatte. Don Carlos, der wohl einſah, daß es ihm an Kräften fehle, den Kampf gegen ſeinen Vater und gegen ſeinen Schwager zugleich zu führen, da zu erwarten ſtand, daß Letzteren auch der König von Frankreich unterſtützen würde, fand es, bei ſeinem ſchwachen Vertrauen auf den Beiſtand Caſtilliens, am gerathenſten, ſeine Angelegenheiten der Entſcheidung des Eroberers von Neapel und des Beruhigers von Italien zu überlaſſen, der durch den Ruhm ſeiner Thaten, durch

perſönliches Verdienſt und durch den Glanz ſeines Thrones damals der erſte Monarch Europa's war. Er ließ alſo den ihm unterworfenen Theil von Navarra unter Aufſicht des Don Juan von Beaumont, und nahm durch Frankreich den Weg nach Italien.

Von Poitiers aus ſchickte er einen ſeiner Sekretäre an ſeinen Oheim ab, der dieſen ausführlich über die Ereigniſſe der letzten Zeit Bericht erſtatten, und denſelben zum vorhinein zu ſeinen Gunſten einnehmen ſollte. In dem Beglaubigungsſchreiben desſelben ſagte er: er habe zwei oder dreimal Mittelsperſonen an ſeinen Vater abgeſchickt, um dieſen zu bitten, er möchte ihn doch als Sohn behandeln, und mit dem unglücklichen Navarra Mitleid haben, das ſich früher ſchon ſo wohl um ihn verdient gemacht habe; auch ſeyen ſeine Angelegenheiten bereits auf den Punct einer friedlichen Ausgleichung geweſen, als der Graf und die Gräfinn de Foix alles wieder aufs neue in Verwirrung geſetzt hätten. „Dieſe," ſo ſind ſeine eigenen Worte, „haben die Verſöhnung gehindert, welche ſie, wie man hätte glauben ſollen, befördern würden, und dieſen ſchmachvollen Zwiſt auf eine ſolche Weiſe gereitzt, daß ich nicht hoffen darf, die Flammen desſelben erlöſchen zu ſehen, wenn nicht die Gnade

Gottes und euer herrſchendes Anſehen zu dieſem Zweck auf das kräftigſte zuſammenwirken.“

Das war aber nicht das einzige Übel, welches die Grafen von Foix geſtiftet hatten. Sie hatten auch den König von Frankreich, Carl den Achten, gegen den Prinzen einzunehmen geſucht, indem ſie vorgaben, er habe die Engländer in Bayonne unterſtützt, wo ſich Anhänger ſeiner Parthei befanden, als die Franzoſen ſich dieſer Stadt bemächtigten. Sie ſuchten den König dadurch auf ihre Seite zu bringen, und ihn zu bewegen, ein Bündniß mit ihnen zu ſchließen, in Guiposcoa einzufallen, und dort die Streitkräfte des Königs von Caſtillien zu beſchäftigen, der ſich ernſtlich anſchickte, dem Prinzen, einem Verbündeten, wirkſamen Beiſtand zu leiſten. Carlos, der als Regent von Navarra und als Herzog von Nemours mit dem franzöſiſchen Hofe in vielfachen Verhältniſſen ſtand, verfolgte ſeinen Weg nach Paris, wo er von dem König mit ſchmeichelhaften Beweiſen von Achtung und Liebe empfangen wurde. Er widerlegte leicht die gegen ihn vorgebrachten Verläumdungen, und machte den König von dem Friedensbruche mit Caſtillien abwendig. Als er ſeinem Lande dieſe Erleichterung verſchafft hatte, ſchickte er ſich zur Reiſe nach Neapel an, wohin

ſein Oheim ihn gerufen hatte. Seine Abſicht war, wenn dieſer ihm Unterſtützung verweigerte, ſein Leben in der Verbannung hinzubringen, um den Haß ſeines Vaters nicht noch mehr zu reitzen, und einen Bürgerkrieg zu vermeiden, den er mehr als Alles verabſcheute. In allen Städten, durch welche er zog, empfing er Beweiſe jener Zuneigung, welche die Achtung für ſeine Tugenden und Talente, ſo wie die Theilnahme an ſeinem Unglücke erzeugten. Papſt Calixt der Dritte, ein Spanier, nahm ihn in Rom mit der größten Freundlichkeit auf, wagte es aber nicht auf die Bitte des Prinzen eine Vermittlung zu übernehmen, welcher auf der appiſchen Straße ſeine Reiſe nach Neapel fortſetzte.

Der König von Aragonien empfing ihn mit den ausgezeichnetſten Beweiſen von Liebe und Achtung. Nichts deſtoweniger mißbilligte er den Widerſtand, welchen der Prinz ſeinem Vater geleiſtet hatte: indem er ihm ſagte, er hätte ſich, ſeyen auch Recht und Gerechtigkeit offenbar auf ſeiner Seite, darum nicht minder ſeinem Erzeuger unterwerfen, und ſeinen Schmerz unterdrücken ſollen; denn ſo würde er allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen Genüge geleiſtet haben. Der Prinz im Gegentheile erwiederte, daß ſeine Freunde und Vaſallen mit

der Regierung Don Juan's nach dem Tode ſeiner Mutter äußerſt unzufrieden geweſen ſeyen; daß alle gewünſcht hätten, das nach den Verträgen ihm gebührende Reich in ſeinen Händen zu ſehen; und daß er ſeinem Alter wie ſeinem Charakter nach wohl fähig ſey, dasſelbe zu verwalten. Er geſtand, daß er ſich den Zumuthungen jener Parthei geneigt gezeigt habe. Inzwiſchen würde die Sache nicht ſo weit gekommen ſeyn, wenn die Tochter des Admirals bey ihrer Verwaltung nicht ihm und dem ganzen Reiche ſo vielen Anſtoß gegeben hätte; ſo daß er und ſeine Vaſallen ein ſolches Benehmen für kränkend und erniedrigend hätte halten müſſen. „Entſcheidet Herr," ſo ſchloß er ſeine Rede, „wie es euch gut dünkt; nur das bitte ich euch, bedenkt, daß wir Menſchen alle dem Irrthume unterworfen ſind, und daß wir alle fehlen; dieſer auf dieſe, jener auf andere Weiſe. Solltet ihr, der ihr jetzt im Greiſenalter ſteht, keine Fehler begangen haben, die eure Väter hätten tadeln können? So denke denn mein Vater, daß ich noch ein Jüngling bin, und daß auch er es einſt geweſen iſt."

Außer jener Zurechtweiſung erhielt Carlos von dem gütigen Monarchen nur Beifall und Gunſtbezeugungen. Gewiß iſt es, daß, hätten ihn Alphons auch nicht die

Bande der Verwandtſchaft werth gemacht, welche ihm Anſpruch gaben, einſt die geſammten Staaten von Aragonien und Navarra zu erben, ſo würde ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften und Studien, durch die er ſich ausgezeichnete, und ſich einen gewiſſen Ruf erworben hatte, allein hingereicht haben, ihm in den Augen desſelben Anſprüche an Achtung und Begünſtigung zu geben. Bekannt iſt die leidenſchaftliche Neigung dieſes Königs zu den Wiſſenſchaften und ſein Beſtreben geiſtige Bildung auf jede Weiſe zu fördern: und ſein Neffe mußte ſchon in dieſer Hinſicht ſeinen Bruder weit überwiegen, da Letzterer ſich nie mit etwas anderem, als Intriguen, Aufruhr und Zerſtörungen beſchäftiget hatte. Darum behandelte er den Prinzen wie ſeinen Sohn, zahlte die Schulden, welche er auf der Reiſe gemacht hatte, wies ihm eine Summe zu ſeinen Ausgaben an, und ſowohl er als ſein Sohn gaben ihm täglich neue Beweiſe von Zuneigung, indem ſie ihn bald mit Edelſteinen, bald mit Pferden, bald mit andern Dingen beſchenkten. Carlos ſchrieb alles dieſes nach Pampelona mit jenen Äußerungen des Vergnügens, welche ein Unglücklicher empfindet, wenn er zum erſtenmal durch ein Lächeln des Glückes erfreuet wird. „Bald,“ ſchrieb er, „wird mein Oheim einige Perſonen abgehen

laſſen, die Alles auf eine erwünſchte Art ins Gleichgewicht bringen werden. Diejenigen, welche bisher über unſern Nachtheil frohlockten, werden bald Urſache haben, ihre Weiſe umzuſtimmen.

Kaum erfuhr man in Spanien, welche gute Aufnahme der Prinz in Neapel gefunden hatte, als ſein Vater den Ton änderte, und ihn jetzt in ſeinen Depechen: Erlauchter Prinz und theurer, geliebter Sohn nannte, da er ſich bisher begnügt hatte, ihn den Prinzen Don Carlos zu nennen. Allein, die Grafen von Foix, deren Gier die Nachfolge in Navarra in der Einbildung ſchon verſchlungen hatte, wendeten bei dem grollſüchtigen Könige ſo viele Künſte der Intrigue an, daß er zuletzt zum Ärgerniß aller Billiggeſinnten die Cortes ſeiner Parthei nach Eſtella berief, ſeinen Sohn Carlos und ſeine Tochter Blanka enterbte, und die Nachfolge in Navarra ſeiner an den Grafen von Foix vermählten Tochter, und dieſe ſie ihrem Gemahl zuwandte; ein Beſchluß, der nach den Geſetzen des Rechtes, ſeiner Natur nach, nichtig, aber für die Gegenparthei von entſchiedenem Nachtheil war: indem er die Schwachen täuſchte, die Furchtſamen gänzlich entmuthigte, und die Unentſchloſſenen zwang, eine beſtimmte Parthei zu ergreifen.

Allein demungeachtet verlor die Parthei des Prinzen und Don Juan de Beaumont, der an ihrer Spitze ſtand, den Muth nicht. Mit kühner Wagniß riefen ſie in Pampelona die mit ihnen gleichgeſinnten Cortes zuſammen, und proklamirten Carlos am ſechzehnten März desſelben Jahres zu ihrem König; ein Titel, welchen ſie ihm auch in allen Depechen gaben, die vom Gouverneur und vom Rathe ausgingen.

Mit entſetzlicher Wuth vernahm Don Juan dieſe Nachricht, und nannte Ungehorſam und Frechheit ein Verfahren, zu welchem doch er ſelbſt durch jene rechtswidrige Enterbung die Veranlaſſung gegeben hatte; und indem er dasſelbe auf Rechnung der von ſeinem Sohne hinterlaſſenen Befehle ſetzte, gewannen ſein Zorn und ſein Unwillen gegen ihn doppelte Stärke.

In dieſer Stimmung fand ihn Rodrigo Vidal, welchen ſein Bruder abgeſandt hatte, um eine Verſöhnung zu Stande zu bringen, und gewiß war jetzt kein Zeitpunct dieſen Zweck nur einigermaßen zu erreichen. Inzwiſchen erhielt der Prinz Nachricht von jenen Vorfällen in Pampelona, und er konnte wohl keinen beſſern Beweis liefern, daß er durchaus keinen Antheil daran gehabt habe, als daß er ſich beeilte an den Gouverneur, an den Rath

und an die Deputirten dieſer Stadt zu ſchreiben, und ihnen feierlich ſeine Mißbilligung über ein Verfahren zu bezeigen, als deſſen Anſtifter man zunächſt ihn ſelbſt betrachtete. Noch iſt dieſes Schreiben übrig, und ein überzeugender Beweis des Unrechtes, welches einige Geſchichtſchreiber gegen ihn begangen haben. Es iſt vom neunzehnten April des Jahres vierzehnhundert und ſieben und fünfzig datirt; und es ſcheint zweckmäßig einige Stellen auszuheben, welche zeigen, von welchem Geiſte der Prinz damals belebt war.

„Durch einige aragoneſiſche Edelleute", ſchreibt er, „habe ich Nachricht von einem von euch gemachten Schritte erhalten, den ich weder glauben, noch billigen kann; ſo ſehr iſt er eurer Vollmacht und aller Vernunft entgegen. Man ſchreibt uns, daß ihr uns mit den in Navarra üblichen Förmlichkeiten und Feierlichkeiten zum Könige ausgerufen habt, was uns einen ſolchen Verdruß verurſacht, und uns in ſolche Verlegenheit geſetzt hat, daß wir ſie gar nicht ausdrücken können. Wir wundern uns über eure Abſichten und Motive; wir können dieſe uns gar nicht denken, und begreifen nicht, wie wir ein ſo auffallendes anſtößiges Verfahren mit eurer ſonſtigen Umſicht und Klugheit vereinigen ſollen. Ihr hättet nichts

thun können, was uns unbegreiflicher oder mehr geeignet geweſen wäre, unſern Ruf und Achtung in den Augen der Welt herabzuſetzen. Ihr habt unſrer Angelegenheit, unſrer Ehre und unſerm Recht gleich ſehr geſchadet; denn es war mit unſrer Ehre verträglich, und war uns erlaubt unſer Erbtheil, unſre Ehre, und unſern Rang zu vertheidigen; allein, der Ehre unſers Vaters nahe zu treten — dazu gibt uns kein Geſetz eine Befugniß, und durch jenen Act habt ihr allen Rebellen und uns Feindlichgeſinnten einen Grund und Vorwand gegeben, uns zu bekämpfen. Uns ſelbſt aber habt ihr dadurch jede Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung genommen und abgeſchnitten; ihr habt uns dem Unwillen und der Ungnade des großen Königs unſers Oheims ausgeſetzt, von dem wir, außer Gott, allein noch Schutz und Troſt erwarteten. Ihr habt das Leben des Connetable's und der übrigen Geiſeln in Gefahr geſetzt, und habt endlich alle gegen uns und euch zur Feindſchaft herausgefordert, welche uns günſtig waren."

„Darum können wir eure tadelnswerthe Entſchließung nicht billigen; und ein Königreich wäre uns nicht ſo lieb und werth, als wenn wir das Geſchehene ungeſchehen machen könnten. — Wir wollen daher, daß ihr

und alle unſre Unterthanen und Diener aufhöret uns den Titel eures Königs beizulegen. Es iſt euch nicht unbekannt und ihr wißt alle, daß die königliche Macht und Würde nicht auf einer ſolchen Benennung beruht, die blos das Zeichen derſelben iſt; und daß, wenn es mit der Beilegung eines ſolchen Titels gethan wäre, alle Menſchen Könige und niemand eine Privatperſon ſeyn würde. Uns ſtand nur zu, es uns gefallen zu laſſen, daß unſer Vater und Herr, ſich auch von unſerm Eigenthume König nenne. Vielleicht haben euch zu eurem Beginnen gewiſſe Maßregeln gegen uns veranlaßt, die man hätte vermeiden können. Doch ſchlagen wir dieſes nicht höher an, als dasjenige, wozu uns die Pflicht verbindet. Übrigens werden wir mit den Geſandten, welche von Seite unſers Oheims nach Spanien abgehen, einige Perſonen unſeres Hofes an euch abſchicken, die von allem was zu thun iſt, hinreichend unterrichtet ſind. Allein wir haben gewünſcht, euch ſo ſchnell als möglich zu Gemüthe zu führen, wie unerfreulich uns die erhaltene Nachricht geweſen ſey, damit ihr nicht in eurem Beginnen fortfahret, wofern es euch zu thun iſt, uns zu gefallen, und uns erſprießliche Dienſte zu leiſten."

Dieß war nicht das Einzige, was der Prinz that,

um einer friedlichen Ausgleichung Bahn zu brechen. Er ſchrieb auch an ſeinen Vetter, dem König von Caſtilien und bat ihn, alle feſten Plätze und Städte, welche ihm die beaumontiſche Parthei, als ſie ſeine Hülfe nachſuchte, als Pfand des geſchloſſenen Bündniſſes eingeräumt hatte, wieder zurückzugeben. Allein alle dieſe Schritte, die der Prinz aus Liebe zum Frieden that, hinderten ihn nicht, in andern Puncten feſt auf ſeinem Recht zu beharren, wo Nachgiebigkeit nämlich am unrechten Orte geweſen wäre. So ſchlug er, als der Biſchof von Pampelona ſtarb, dem Papſt für dieſe Würde Don Carlos, einen Bruder des Connetables de Beaumont und des Gouverneurs vor. Sein Vater gab ſich große Mühe dieſes Bisthum für Don Martin de Amatriain, den Dechant von Tudela zu erhalten, der ſich damals in Rom befand; und der Papſt hatte ihm ſeine Bitte zugeſtanden. Hier nun gab der Prinz, der ſah, daß es ſeinem Vater darum zu thun ſey, einen Biſchof von ſeiner Parthei nach Pampelona zu bringen, nicht nach; er beſtand darauf, daß der Papſt die erwieſene Gunſt widerrufen ſollte; er ließ ſich auf die Anerbiethungen und Erklärungen der Ergebenheit, die von Seite des Neuerwählten an ihn gelangten, nicht ein, und brachte es bei dem Papſte, der

nicht geglaubt hatte, daß Don Carlos, ohne Billigung ſeines Oheims, ihm ſo viel Widerſtand leiſten würde, durch ſeine Beharrlichkeit dahin, daß die Adminiſtration des Bisthumes dem berühmten Cardinal Beſſarion übertragen wurde. Alle dieſe Zwiſchenfälle reitzen Don Juan's Empfindlichkeit noch heftiger und alle Verſöhnungsverſuche des Prinzen blieben erfolglos. Don Rodrigo Vidal ſchlug, als er alle Mittel zu dieſem Zwecke, welche ihm nur immer zu Gebote ſtanden, erſchöpft hatte, beiden Partheien einen Waffenſtillſtand vor. Die beaumonteſiſche Parthei willigte ein; aber der König, ſtolz und trotzig auf ſeine Macht, wollte ſich nicht dazu herbeilaſſen. Vidal, welcher glaubte den Frieden um jeden Preis zu Stande bringen zu müſſen, machte jetzt neue, für Don Juan vortheilhaftere Vorſchläge. Er theilte ſie dem Gouverneur Beaumont mit, und dieſer fragte ihn, ob ſich dieſe Vorſchläge der Zuſtimmung des Königs von Aragonien zu erfreuen hätten. Vidal antwortete verneinend. »Ich habe Befehl vom Prinzen", ſagte jetzt der edle Navarraſe, nur den Verordnungen des Königs von Aragonien zu gehorchen; da nun dieſe Vorſchläge nicht ſein Wille ſind, ſo will ich und meine ganze Parthei lieber

das Äußerſte wagen, um ihm zu gehorchen, als einen ſo entehrenden Frieden und Waffenſtillſtand annehmen."

Um dieſe Zeit hatten die Könige von Caſtillien und Navarra eine Zuſammenkunft, um zwiſchen beiden Reichen einen Frieden abzuſchließen. Der Hof von Navarra kam nach Corella, und jener von Caſtillien nach Alfaro. In letzterer Stadt erſchien auch der Gouverneur Beaumont und machte den Vorſchlag, daß alle feſten Plätze des Reiches von der einen wie von der andern Parthei unter den Sequeſter des Königs von Aragonien geſtellt werden, ſeine Fahnen führen, und ſeinen Befehlshabern gehorchen ſollten: bis es dem König gefallen würde, den ganzen Streit durch ſeinen Ausſpruch zur Entſcheidung zu bringen. Auch darauf wollte Don Juan ſich nicht einlaſſen. Er hatte nämlich gegründete Hoffnung den König von Caſtillien durch ſeine eignen Machinationen, wie durch jene ſeiner Gemahlinn, auf ſeine Seite zu bringen. Die Letztere und die Königinn von Caſtillien fanden viel Geſchmack an einander, und erwieſen ſich wechſelſeitig alle möglichen Ehrenbezeugungen: während vorzüglich die caſtillianiſchen Damen aus dem Gefolge der Königinn, durch ihre ausſchweifende und verſchwenderiſche Pracht den Sachwaltern des Prinzen Anſtoß gaben,

welche bei ihnen jene Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit vermißten, mit welcher Dona Blanca und Anna von Cleve, die Gemahlinn ihres Gebiethers, ſich zu zeigen gewohnt waren.

Nicht wundern darf man ſich, daß Don Juan ſich damals jedem Übereinkommen widerſetzte, welches die unbedingte Unterwerfung ſeines Sohnes ausſchloß. Zu den Hoffnungen, welche er auf ſeine Verhandlung mit dem König von Caſtillien ſetzte, kamen noch die Einflüſterungen der Gräfinn de Foix, die ebenfalls bei jener Zuſammenkunft zugegen, und jede Ausſöhnung zu hindern bemüht war, welche ihren eigennützigen Abſichten auf Navarra hätte gefährlich werden können. Sie litt eben damals an einem Augenübel, welches ſie hinderte, mit den beiden Königinnen in den Anſprüchen der Eitelkeit zu wetteifern; ein Übel welches, wie Rodrigo Vidal an den Prinzen ſchrieb, das liebloſe Betragen gegen ihren Bruder gar wohl verdiente, wenn auch ihre Krankheit ſie ſelbſt das rechte Auge koſten ſollte.

So verſchwor ſich alſo ganz Spanien zum Verderben des Prinzen. Seine Parthei verlor den Muth; ſein Vater gewann täglich mehr Macht in Navarra; ſeine Verbündeten verließen ihn. Allein der König von Arago=

nien glaubte, daß ſein Anſehen auf dem Spiele ſtehe, wenn er ſeinen Bruder nicht dahin bringen könne, ihm Gehorſam zu leiſten, und ſchickte daher neue Abgeordnete, welche dieſem erklären ſollten, die Entſcheidung über die Angelegenheiten Navarras ſtehe ihm zu. Wie ſehr auch Don Juan ſich bisher dagegen geſträubt hatte, weil ſeine Verfügungen zum Beſten der Gräſinn de Foix dadurch vernichtet wurden, ſo mußte er ſich zuletzt dennoch dazu bequemen, in den letzten Tagen des vierzehnhundert ſieben und fünfzigſten Jahres zu Saragoſſa eine Urkunde zu unterzeichnen, vermöge welcher er den ganzen Streit mit ſeinem Sohne in die Hände des Königs legte. Damit hatte nun der Krieg ein Ende; die Gefangenen wurden in Freiheit geſetzt, und zu Anfang des folgenden Jahres widerrief Don Juan die Schritte, welche er gegen den Prinzen und die Prinzeſſinn, ſeine Kinder, gethan hatte: wobei er ſich jedoch vorbehielt, dieſelben Schritte aufs neue zu thun, wenn ſein Bruder die Sache nicht bis zu einem gewiſſen Zeitpunct entſcheiden würde; ein Vorbehalt, erfunden um dem Groll der Treuloſigkeit und der Verfolgungsſucht jeden Augenblick einen neuen Vorwand zu leihen.

Allein alle Hoffnungen, welche der Prinz auf dieſen

Vertrag gründete, ſtürzten mit dem Tode des Königs von Aragonien wieder zuſammen, der im Junius des folgenden Jahres in Neapel erfolgte. Eroberer (J. J. 1458) eines Königreiches, das ſeine Regierung glücklich machte; Wiederherſteller der Ruhe von Italien; der Glanzpunct ſeines Hofes, damals des geſittetſten und gebildetſten in Europa; ein väterlicher Monarch, ein zuverläßiger Freund, und ein liebenswürdiger Menſch; mit einem Worte, der König der Könige, vereinigte er in ſeiner Perſon alle trefflichen Eigenſchaften, gewann ſich Aller Zuneigung und erregte durch ſeinen Tod den Schmerz ſeiner Völker, wie aller übrigen Nationen. Italien verlor an ihm einen Vermittler, zu einer Zeit, wo es ihn am nöthigſten bedurft hätte: denn er allein vermochte, durch ſeine Würde und ſein Anſehen den Ehrgeitz der verſchiedenen Partheien, die es beunruhigten, im Zaume zu halten. Allein niemand verlor mehr als der Fürſt von Viana. Seine Streitigkeiten waren der Entſcheidung nahe und vermöge der Liebe, welche ſein Oheim für ihn hegte, durfte er hoffen, daß dieſelbe zu ſeinen Gunſten ausfallen würde; das Anſehen und die Macht des Richters verbürgten die Vollgültigkeit ſeines Ausſpruches; und jene Fehden hatten dann ein Ende, die

weder ſeinem Character noch ſeiner Mäßigung Ehre machten; in welchem er vom Glück wenig begünſtiget wurde; und die nur mit ſeinem und ſeines unglücklichen Reiches Verderben endigen konnten. War es jetzt nicht Unſinn, ſeinem Vater noch länger Widerſtand zu leiſten, der durch den Tod ſeines Bruders Herr aller aragoniſchen Staaten geworden war? oder welche Hoffnungen konnte er auf ſeinen Vetter, den Erben von Neapel gründen, deſſen Macht und Einfluß durch die Lostrennung Aragoniens um ſo viel geringer waren?

Wäre der Prinz ſo ſehr vom Ehrgeitz beherrſcht worden, wie einige Geſchichtſchreiber behaupten wollen, ſo both ihm der Tod ſeines Oheims die günſtigſte Gelegenheit zur Befriedigung desſelben: indem viele neapolitaniſche Baronen und Edle ihm den Antrag machten, ihn zum König auszurufen, da ſie dem natürlichen Sohn des Verſtorbenen, Ferdinand, ſich nicht gerne unterwerfen wollten. Jene ſagen, Carlos ſey nicht ungeneigt geweſen, auf einen ſolchen Antrag einzugehen; da er aber keinen günſtigen Erfolg gehofft, ſo habe er ſich eilig nach Sicilien eingeſchifft. Allein das Wahre an der Sache iſt, daß das gute Vernehmen zwiſchen ihm und ſeinem Vetter nie aufhörte, und daß Letzterer ihm, ſein ganzes Le-

den hindurch pünctlich den Jahrgehalt von zwölftauſend Dukaten zahlte, welche Alphons ihm ausgeſetzt hatte. Die nämliche Liebe, welche er ſich durch ſein mildes, ſanftes, gemäßigtes und verſtändiges Betragen in Neapel gewonnen hatte, folgte ihm nach Sicilien; wo ſich ebenfalls die allgemeine Zuneigung für ihn erklärte. Sein Vater, welcher die Macht kannte, welche die Perſönlichkeit des Prinzen ausübte und der wohl wußte, wie enthuſiaſtiſch ihm die Sicilianer ergeben waren, würde ſich damals gerne herbeigelaſſen haben, ihm Navarra und ſeine Unabhängigkeit zuzugeſtehen, um ihn aus der Inſel zu entfernen. Und was that wohl der Prinz, um zu einem ſo gehäßigen Verdacht Anlaß zu geben? Er erklärte in der Verſammlung der Stände, daß er bereit ſey, ſich in den Willen ſeines Vaters zu fügen; er wies die wiederholten Anträge, ihn zum König von Sicilien zu krönen zurück, er beſtrafte drei Edle, die ihm nicht für den König huldigen wollten und verſagte den Zumuthungen der neapolitaniſchen Barone ſeine Zuſtimmung, die ihn auf's Neue zur Beſitznahme dieſes Reiches einluden. Einzig beſchäftigt mit Leſung der trefflichen Werke der Benedictiner von Meſſina, mit der Ausarbeitung einiger poetiſchen und proſaiſchen Verſuche, und mit dem Briefwechſel mit den gelehrten Hu=

maniſten ſeiner Zeit, wünſchte er nichts, als von ſo vielen Stürmen auszuruhen, und an den Buſen der väterlichen Liebe zurückkehren zu können.

Deßwegen erforſchte er die Geſinnung des Königs durch Abgeordnete, die er zu ihm ſandte, um ihm von ſeinem Benehmen Rechenſchaft zu geben, und eine Ausſöhnung einzuleiten. Der König war es zufrieden, daß er nach Spanien käme, und der Prinz verließ Sicilien mit einer Flotille, die man zu dieſem Zwecke ausgerüſtet hatte. (J. J. 1459.) Er ging nach Sardinien, wo er mit gleicher Ehrfurcht und Liebe empfangen wurde, und landete in Mallorca, wo man ihm den königlichen Palaſt einräumte, und das Fort der Stadt übergab. Nicht eben ſo erhielt er das Fort von Belver, wie es ihm doch ſein Vater verſprochen hatte, und dieſer Umſtand ließ ihn muthmaßen, daß die Nachſicht und wohlwollende Geſinnung desſelben noch immer zweifelhaft und unſicher ſey. Der Prinz ſchrieb ihm jetzt einen Brief, welchen alle Annaliſten kopirten, und deſſen Inhalt war: „er unterwerfe ſich ihm; er trete ihm ab, was er von Navarra beſitze; er bitte ihn eifrigſt, ſeine Anhänger in Freiheit zu ſetzen und ihnen zu verzeihen, ihm ſelbſt aber, ſo wie ſeiner Schweſter ihre vorigen Rechte zurückzugeben." Zugleich

machte er ihm den Vorſchlag, zum Gouverneur von Navarra einen Aragonier zu ernennen, der von aller Partheiſucht frei ſey und ſeiner Schweſter Donna Leonora dieſes Amt abzunehmen. Zuletzt bat er um die Zurückſtellung ſeines Fürſtenthumes Viana, und des Herzogthumes Gandia; doch ſollten die feſten Plätze zur Sicherheit des Königs in des Letzteren Händen bleiben. Unter andern ſchrieb er dieſe Worte, die jedem weniger grollſüchtigen und gegen ihn eingenommenen Vater beſänftigt haben würden. „Fürchten Euer Hoheit gar nichts von mir; denn ohne von dem zu reden, was Gott und die Natur von mir verlangen, ſo bin ich ſo erſchöpft, daß Eure Hoheit mir gar wohl vertrauen darf.“

In einige dieſer Artikel willigte der König, andere änderte er ab, anderen verweigerte er ſeine Zuſtimmung gänzlich. Endlich kam inzwiſchen dennoch eine Übereinkunft zu Stande. Jener Theil von Navarra, der ſich in den Händen des Prinzen befand, wurde dem König zum großen Mißvergnügen der Parthei Beaumont zurückgegeben; die es ſogar wagte, ſich zu widerſetzen; der Connetable und die übrigen Geiſel wurden ausgeliefert; man ſtellte ihnen ihre Güter, und dem Prinzen ſeine Einkünfte von Viana zurück; jedoch blieb er verbannt

aus Sicilien und Navarra, wo ſein Vater ihm keinen Aufenthalt geſtatten wollte. Die Angſt, welche der Prinz hatte, dieſe Übereinkunft abzuſchließen, war ſo groß, daß er ſeine zwei natürlichen Kinder, Don Felipe und Donna Anna von Navarra, und die Prinzeſſinn Blanka aus Navarra kommen ließ, um ſeinem Vater an der Seite zu ſeyn; eine Sache, die den Seinigen Veranlaſſung zu großem Argwohn gab, welche ſagten, es ſey eben ſo viel, als liefere er ſeine Kinder und Schweſter an ſeine Feinde aus, um ſich gänzlich ins Verderben zu ſtürzen.

Jetzt ging der Prinz in Mallorca unter Segel und kam nach Catalonien, indem er nicht glaubte, einer beſonderen Einwilligung von Seite ſeines Vaters zu bedürfen, um ſich in deſſen Hände zu liefern. Nichts deſtoweniger nahm der König ſeine Ankunft übel und betrachtete ſie als eine Kränkung ſeines Anſehens. Er fürchtete den Prinzen, wo er ſich immer befinden mochte; er fürchtete ſeine Verbindungen in Sicilien, Neapel, Spanien und Frankreich; er fürchtete das Intereſſe, welches ſein Unglück erregte; die Achtung, welche ihm ſeine Tugenden verſchafften, und den vortheilhaften Eindruck, welchen ſeine Liebenswürdigkeit, ſo wie die Sanftmuth ſeines Betragens hervorbrachte. Der Anblick dieſer Vorzü-

ge, und die Hoffnungen, welche ſie erweckten, machten in der Phantaſie der Völker, und in der That, einen ſtarken Contraſt mit den Empfindungen, welche Don Juan einflößte; ein Mann, der keine oder nur wenige Tugenden beſaß; ſchon bejahrt war, und von einem ſtolzen, ehrgeitzigen Weibe beherrſcht wurde, das, eben weil ſie im Privatſtande geboren war, ihre Macht und Willkühr Anderen nur mit deſto größerem Übermuth empfinden ließ. Als der Prinz nach Barcellona kam, ſo wollten die Einwohner ihn im Triumphe einholen. Er zog es vor, ohne Pomp in die Stadt zu kommen; allein der Beleuchtung, die man anſtellte, dem Vivatgeſchrei und den Feſtlichkeiten, welche das Vergnügen, ihn zu ſehen, veranlaßte, vermochte er ſich nicht zu entziehen. Man behandelte ihn als den Erbprinzen: und der König fand ſich auch dadurch beleidigt, und verordnete, daß man, bis nicht er ſelbſt Carlos dafür erkläre, dieſem nicht mehr Ehrenbezeugungen erweiſen ſolle, als jedem ſeiner Söhne zukämen. Der Prinz wünſchte eine Unterredung mit ſeiner Stiefmutter, um alle Mißhelligkeiten zu beſeitigen: allein dieſe verweigerte ſie hartnäckig, und kam im Gefolge des Königs nach Barcellona. Der Prinz ging Letzterem bis Igualada entgegen, ließ ſich vor ihm auf das

Knie nieder, küßte ſeine Hand, bat ihn um Vergebung wegen des Vergangenen und um ſeinen Segen, und bewies der Königinn eine eben ſo große Verehrung. Beide zeigten ihm auch ihrerſeits Liebe und Wohlwollen, und zogen in ſeiner Geſellſchaft in Barcellona ein, welches bei dieſer Gelegenheit ſeine Freude über die hergeſtellte Eintracht durch glänzende Feſtlichkeiten an den Tag legte.

Aber nicht ſo leicht erſtickte der Groll, den ſo ſchwere Beleidigungen ſo lange Zeit genährt hatten: am wenigſten bei den Beleidigern. Bei dem Könige war längſt alle Liebe zu ſeinem Sohne erloſchen; er lebte nur in ſeiner Gemahlinn, die den Prinzen perſönlich haßte. Das Intereſſe ihres eigenen Sohnes forderte das Verderben desſelben; und ihr glühendes boshaftes Herz verſchmähte kein Mittel zur Erreichung ihrer Abſichten. Welche ſichere Übereinkunft konnte unter dieſen Umſtänden getroffen werden? Welche feſte Eintracht ließ ſich erwarten? Es kam jetzt darauf an, den Prinzen zu vermählen und ihm feierlich die Anſprüche und Vorrechte eines Nachfolgers und Reichserben zu ſichern. Zu Letzterem konnte der König ſich durchaus nicht entſchließen, trotz den Bitten der Stände von Catalonien und Aragonien, welche dieſen Act für die ſicherſte Bürgſchaft des Friedens und ungeſtör-

ter Eintracht hielten. Nicht ſo abgeneigt war der König einer Vermählung des Prinzen; allein er wünſchte, daß dieſer ſeine Hand der Schweſter des Königs von Portugal geben möchte. Der Prinz ließ ſich zu dieſer Verbindung herbei, weil ſein Vater es wünſchte, wenn er gleich mehr Neigung gehabt hatte, ſich mit Donna Iſabella, der Schweſter des Königs von Caſtilien zu vermählen; eine Verbindung, welche ſein freundſchaftliches Verhältniß noch inniger geknüpft und dem Beiſtand entſprochen hätte, welchen er dort gefunden hatte. Allein der König und die Königinn von Aragonien wünſchten Donna Iſabella für ihren Sohn Ferdinand zur Gemahlinn, und man muß geſtehen, daß eine ſolche Verbindung paſſender war, als jene mit Carlos, der um dreißig Jahre älter war, als Iſabella. Als alles eingeleitet war, behandelte Don Juan die Vermählung des Prinzen als eine höchſt gleichgültige Sache, und weigerte ſich ſo ſtandhaft, ihn zu ſeinem Nachfolger zu erklären, als hätte er eine offenbare Ungerechtigkeit begehen ſollen.

Um dieſe Zeit vereinigten ſich die Granden von Caſtilien am Hofe Heinrich's, mit dem ſie höchſt unzufrieden, eine Reform zu bewirken und auf die Bitten des Admirals Henriquez trat Don Juan in ihr Bündniß. Er

hoffte durch die Mißvergnügten die vielen Beſitzungen wieder zu erhalten, welche er in jenem Reiche verloren hatte; vermöge jener unſeligen Leidenſchaft, mit welcher er, nicht zufrieden mit dem Beſitz ſo vieler Macht und Reiche, eine fremde Herrſchaft zu erſchüttern ſuchte, um das zu erlangen, was er durch ſeine Intriguen und ruheſtörenden Umtriebe verloren hatte. Heinrich und ſeine zu dieſer Zeit ſehr geſchickten Miniſter, glaubten den Sturm zu beſchwören, wenn ſie das frühere Bündniß mit dem Prinzen von Viana jetzt noch enger knüpften, und ihm die Hand der Donna Iſabella antrügen. Wie groß ſeine Schuld oder ſeine Unklugheit geweſen ſey, indem er ſich in dieſes Bündniß einließ, oder ob er dazu Grund und Recht gehabt habe, läßt ſich jetzt ſchwer entſcheiden; man müßte alle Klatſchereien, alle Worte, alle dem Anſchein nach unbedeutenden Handlungen kennen, welche bei der einen oder anderen Parthei aufgefangen und von der Leidenſchaftlichkeit übertrieben, Furcht und Rache zu entflammen, und den kaum beſänftigten Haß aufs neue zu reitzen dienten. Gewiß iſt inzwiſchen, daß der Prinz ſich durch den Vertrag die Hände gebunden, und ſich aller Hülfsquellen beraubt hatte, ohne mehr zu wollen, als daß ſein Vater ihn als ſeinen Erben und Nachfolger er-

klâre; und daß der König, indem er dieſe Erklärung verzögerte, indem er es immer verſchob, ſeinem Sohne eine feſte Stellung zu geben, und ihn von ſich und ſeiner Liebe fern hielt, mehr Neigung zeigte, ihn ſeinen Feinden preis zu geben, als ihm in ſeiner Gunſt eine ſichere Stelle einzuräumen.

Um dieſe Zeit traten die cataloniſchen Cortes in Lerida, und die aragoniſchen in Fraga zuſammen. Die Abgeordneten dieſes Reiches hatten um die Erlaubniß gebeten, dem Prinzen huldigen zu dürfen, ohne ſie erlangen zu können; als es eben jetzt dem Admiral von Caſtillien gelang, ſich über die heimlichen Verhandlungen des Königs mit dem Fürſten von Viana ſichere Nachricht zu verſchaffen, die er dem König von Aragonien umſtändlich und ohne Zaudern mittheilte. Man ſagt, Don Juan habe anfangs dieſer Nachricht keinen Glauben beimeſſen wollen; und es erſt gethan, als die Königinn unter lautem Weinen und Verwünſchungen ſie ihm bekräftigte. Die Zuſtimmung, welche Don Carlos zu ſeiner Vermählung mit der Infantinn von Portugal gegeben hatte, macht das Zweifeln des Königs glaublich. Da er ſich nun getäuſcht ſah, und die Verbindungen ſeines Sohnes im Lichte einer offenbaren Verrätherei erblickte; ſo beſchloß er, ihn feſt zu nehmen

und berief ihn nach Lerida, wo er damals eben der Verſammlung der Stände beiwohnte. Dieſe war bereits auf dem Puncte, geſchloſſen zu werden; und da der Prinz ſah, daß ſeiner Huldigung nicht gedacht wurde, ſo zeigte er eine Niedergeſchlagenheit und einen Kleinmuth, die für eine Ahnung ſeines bevorſtehenden Schickſales gelten konnte. Viele ſeiner Freunde und Rathgeber warnten ihn, nicht nach Lerida zu gehen, und ſich nicht in die Hände ſeiner erbittertſten Feinde zu geben. „Wenn ihr hingeht, Herr,“ ſagte ihm ſein Arzt freimüthig, „ſo werdet ihr feſtgenommen, und ſeyd dann ſo gut wie todt, weil euer Vater euch nur feſtnehmen wird, um euch zu tödten; und thun ſie das auch nicht, ſo werden ſie euch einen Bißen vorſetzen, der euch auf einen guten Weg befördern wird.“ Die einen waren der Meinung, er ſollte nach Sicilien, andere, er ſollte nach Caſtillien fliehen; jeder that Vorſchläge und machte Projecte; und der Prinz, von den Umſtänden aufs Äußerſte bedrängt, verlangte von den Städten Cataloniens Geldunterſtützungen. Zuletzt entſchloß er ſich, ſeinem Vater zu gehorchen, auf die Sicherheit vertrauend, welche ihm die Cortes gaben. Er langte in Lerida den Tag nach dem Schluße derſelben an, wurde zu ſeinem Vater gerufen, und erſchien vor

ihm. Der König reicht ihm nach der Sitte jener Zeit die Hand; der Prinz küßt ſie, und im nämlichen Augenblicke befiehlt der König, ihn gefangen zu nehmen. Bei dieſem ſchrecklichen Befehle wirft ſich der Prinz ihm zu Füßen. „Wo iſt nun Vater,” rief er, „das Verſprechen, welches ihr mir gegeben habt, als ihr mich von Mallorka zu euch riefet? wo iſt die Sicherheit, auf welche das königliche Geleite jedem, der zur Verſammlung der Stände kommt, ein öffentliches Recht gibt? Iſt das eure väterliche Güte? Ihr laßt mich zum Handkuße, und im nämlichen Augenblicke laßt ihr mich gefangen nehmen. Gott iſt mein Zeuge, daß ich nichts gegen euch unternommen, oder auch nur im Sinne hatte. Nehmt doch keine Rache, Vater, an eurem Fleiſche, und befleckt eure Hände nicht mit meinem Blute.” Er fügte zu dieſen Bitten noch mehrere andere, die der König ohne Rührung anhörte, und wurde denjenigen überantwortet, denen ſeine Bewachung aufgetragen war.

Bei der Nachricht von dieſem unerwarteten Vorfalle verbreitete ſich keine geringere Beſtürzung in Lerida, als wenn die Stadt unvermuthet ein Feind überfallen hätte. Überraſcht und betäubt wußten ſeine Einwohner anfangs nicht, was ſie denken ſollten; und muthmaßten eine Ver-

ſchwörung gegen den König; allein als ſie beſſer unterrichtet, und mit den Motiven und den nähern Umſtänden bekannt wurden, ſo wendeten ſich alle Gemüther zur leidenſchaftlichen Theilnahme an dem Unglücke des Prinzen. Man pries laut ſeine Tugenden, man beweinte ſein Schickſal, und verwünſchte die Härte ſeines Vaters. Die Deputirten der Cortes von Catalonien erſchienen vor dem König; ſie erinnerten ihn an das von ihrer Verſammlung dem Prinzen verbürgte Geleite; baten, daß man die Perſon desſelben ihnen anvertraue; ſie verbürgten ſeine ſichere Verwahrung, und boten dem König für dieſe Gnade ein Geſchenk von hunderttauſend Gulden. Auch die Cortes von Aragonien, die noch in Fraga verſammelt waren, ſchickten eine Deputation um die Nachſicht des Vaters gegen ſeinen Sohn in Anſpruch zu nehmen, und ihn von dem Intereſſe zu unterrichten, welches das ganze Reich an der Sicherheit und Freiheit desſelben nehme; auch ſie baten, daß man ihn ihrer Verwahrung anvertrauen ſollte, und erboten ſich, auf die Forderungen einzugehen, welche der König an ſie geſtellt hatte. Dennoch verweigerte Don Juan die Gewährung der Bitte, und die höchſte Gunſt, welche er bewilligte, war, den Prinzen von Aytona nach Fraga bringen zu laſſen;

allein dafür mußte dieſer auf alle Freiheiten und Rechte von Aragonien verzichten, und ſein Vater gab ihm zu verſtehen, daß er ihm dieſe Gunſt nur auf die Vorbitte ſeiner Stiefmutter gewährt habe.

Inzwiſchen befahl er den Proceß aufs neue in Gang zu bringen, welchen er ſchon einmal über ihn verhängt hatte. Seine Feinde beſchuldigten ihn, er habe in Verbindung mit den Mißvergnügten in allen Reichen ſeines Vaters im Sinne gehabt, dieſen ums Leben zu bringen; darum habe er heimlich nach Caſtillien gehen wollen, und deßwegen habe ſich an den Grenzen desſelben bewaffnete Mannſchaft geſammelt; auch ſprach man von einem Briefe an Heinrich den Vierten, welcher die Belege einer ſo furchtbaren Verſchwörung enthalten ſollte. Da ſich aber kein ſolcher Brief fand, den nur Groll und Verläumdung erdacht hatten, ſo ſannen die Verfolger des Prinzen auf andere Beweiſe. Mit dem Prinzen zu gleicher Zeit hatte man den Großprior von Navarra, Don Juan de Beaumont, ſeinen Freund gefangen genommen, der in dem bürgerlichen Kriege das Intereſſe des Prinzen mit ſo viel Muth und Standhaftigkeit vertheidiget hatte. Dieſer wurde nach dem Fort von Azcon gebracht, mit aller Strenge behandelt und über alle Puncte jener Anklage in die

ſtrengſte Unterſuchung genommen. Mit Entſetzen hörte er die Anſchuldigung des Vatermordes; und wenn er auch zugab, daß der Prinz gequält von Furcht und Argwohn, welche die Strenge und das Verfahren ſeines Vaters bei ihm erregten, zwiſchen verſchiedenen Entwürfen geſchwankt habe, ſo ſeyen ſie doch alle nur auf die Sicherheit ſeiner Perſon, nicht aber auf Verrath an dem König, oder am Staate berechnet geweſen. Dieſe Erklärungen befriedigten die Erbitterung eben ſo wenig, als ſie geſchickt waren, ſie zu beſänftigen; und der Prinz wurde von Aytona nach Saragoſſa, von da nach Miravet, und von da nach Morella gebracht, das bei ſeiner feſten Lage Don Juan endlich ein hinlänglich ſicherer Verwahrungsort zu ſeyn ſchien.

Die Stände Cataloniens, welche ihre Verwendung verachtet ſahen, kamen überein, einen Rath von ſieben und zwanzig Perſonen zu bilden, die in Verbindung mit den Deputirten der Cortes, alle auf dieſe Angelegenheiten Bezug habenden Acten und Verwahrungsſchriften in Ordnung bringen ſollten, und ſchickten zwölf Commiſſäre an den König ab, an deren Spitze ſich der Erzbiſchof von Taragona befand. Dieſer Prälat bat den König Nachſicht zu gebrauchen; er ſtellte ihm die ſchlimmen Folgen einer

abſchlägigen Antwort vor; den äußerſt üblen Eindruck den ſeine Strenge auf alle Städte machen würde, und erinnerte ihn, daß er verpflichtet ſey, ihnen den Frieden zu gönnen, welche ſeine Vorgänger ihnen vererbt hatten. Der König antwortete, daß ſeines Sohnes Ungehorſam, nicht perſönlicher Groll und Haß die Gefangennehmung deſſelben veranlaßt habe. Der Prinz habe beſtändig Entwürfe gegen ſeine Macht und gegen ſein Leben geſchmiedet; das letztere ſey ihm mehr als Alles verhaßt; er habe mit dem König von Caſtillien ein Bündniß wider die Krone geſchloßen; und er, der König, verwünſche die Stunde, in welcher er ihn gezeugt habe. Als jene ſieben und zwanzig Bevollmächtigten ſahen, wie wenig ihre Abgeordneten ausgerichtet hatten, ſo riefen ſie ganz Barcellona unter die Waffen, und ſchickten andere fünf und zwanzig Perſonen, mit einer ſo zahlreichen bewaffneten Begleitung ab, daß ſie faſt ein Heer zu ſeyn ſchien. Der Abt von Agra, der an der Spitze dieſer Abgeordneten ſtand, ſtellte dem König vor, daß das Fürſtenthum einſtimmig die Freiheit ſeines Sohnes verlange; daß er nur auf dieſe Weiſe die aufgeregten Städte beruhigen könne, daß er mit dem Prinzen und mit ſich ſelbſt Mitleid haben möchte; daß er, wenn er ſich vielleicht auf

den Beiſtand des Grafen von Foix und der Franzoſen verließe, ſich erinnern ſollte, wie dieſe einmal ſchon bis Girona vorgedrungen, und, ohne ihren König, beſiegt nach Hauſe zurückgekehrt wären: und ermahnte ihn dann zuletzt, daß er durch ſeine Hartnäckigkeit den Unwillen des Volkes nicht bis aufs Äußerſte treiben möchte. Dieß war mehr Drohung als Bitte; und Don Juan, ſeinem Charakter nach ſtolz und ſtarrſinnig, verſprach, daß er thun würde, was Pflicht und Gerechtigkeit von ihm verlangten, indem er drohend hinzuſetzte: „Erinnert euch, daß der Zorn eines Königs der Vorbote des Todes iſt.“

Ein Tagebuch der allgemeinen Deputation des Fürſtenthums, ſagt, beſtimmt und ausdrücklich, daß der König jene letzten Abgeordneten nicht mehr zu Lerida erwarten wollte, und aus Furcht vor ihrem Gefolge des Nachts, zu Fuße, und ohne geſpeiſet zu haben, nach Fraga aufgebrochen ſey. Andere ſetzen dieſe Flucht ſpäter an, als jene erſte Drohung ſich bereits in offenbare Feindſeligkeiten verwandelt hatte, die Flamme des Aufruhrs ſchon in ganz Catalonien brannte, und das Getöſe des Krieges bereits an ſeine Ohren ſchlug.

In der That griff jetzt Catalonien zu den Waffen, da es von Bitten und Vorſtellungen nichts mehr zu er-

warten hatte. Unter lautem Trompetenſchall wurden über dem Thor des Pallaſtes der Deputirten die Kriegsfahnen aufgeſteckt; man proklamirte die Verfolgung der ſchlechten Rathgeber des Königs; man verordnete die Ausrüſtung von vier und zwanzig Galeeren; man ſchloß einige Thore, verſah andere mit Wachen, und die Deputirten und Vorſteher der Gerichtscollegien verſchloſſen ſich im Pallaſte der erſteren, mit dem Vorſatze, denſelben nicht zu verlaſſen, bis ſie dieſe Angelegenheiten nicht zu einem erwünſchten Ende gebracht haben würden. Man ſammelte Truppen, man ſetzte die Kriegsmaſchinen in Bereitſchaft; überall erſcholl der Ruf: „Auf! ſie tödten ihn!" und entflammte alle Gemüther zur Vertheidigung des Prinzen. Der Miniſter Monteſa, und Don Lope Vincenz de Urrea hatten es nicht vermocht, dieſe Bewegungen in Schranken zu halten, da ſie vom König zu dieſem Zwecke abgeſchickt wurden, und der Gouverneur Galceran de Requeſens, den man für einen der Ankläger des Prinzen hielt, floh aus Barcellona, ſobald er die Fahnen flattern ſah; allein bei Molins del Rey wurde er eingeholt, gefangen genommen, und in Verwahrung gebracht. Die cataloniſchen Hauptleute, die ſich in Lerida befanden, zogen mit fliegenden Fahnen gegen Fraga, von wo aus der König

nach Saragoſſa floh; und die Stadt, wie das Fort, ergaben ſich den Mißvergnügten. Ganz Spanien war für den Prinzen in den Waffen. Der König von Caſtillien nahm an der Grenze eine drohende Stellung, in Navarra erhob die beaumonteſiſche Parthei ihr Haupt, und ihr Anführer, der Connetable, begierig, die dem Prinzen und ſeiner Familie wiederfahrenen Kränkungen zu rächen, wendete ſich mit tauſend Lanzen gegen Forja. Auch Saragoſſa war nichts weniger als ruhig; mit lauter Stimme verlangte es die Freiheit des Prinzen: und da ſich die Anſteckung vom Mittelpuncte aus nach den äußerſten Theilen verbreitete, ſo hörte man das nämliche Geſchrei, ſo drohte das nämliche Übel in Mallorca, Sardinien und Sicilien.

So triumphirte denn der Prinz jetzt über die Niederträchtigkeit ſeiner Feinde, die rathlos und aller Hülfsmittel beraubt, nicht wußten, welche Parthei ſie ergreifen ſollten. Jetzt war es nicht ſo, wie nach dem Treffen von Aybar, wo der König, unterſtützt von einer mächtigen Parthei und den Streitkräften Aragoniens die andere Parthei niedertrat, und den Beſiegten Geſetze vorſchrieb; jetzt forderten alle Stände des Reiches die Auslieferung des Gefangenen, und die allgemeine Gährung,

die Fortſchritte der bewaffneten Macht ließen kein Zaudern, keinen Aufenthalt zu. Der König war gezwungen zu weichen, und dem Prinzen ſeine Freiheit zu geben; auf die Bitten ſeiner Stiefmutter, wie er vorgab. Wenigſtens eignete ſie ſich dieſe Ehre in einem Briefe zu, welchen ſie an die Stände Cataloniens ſchrieb; in welchem ſie ſagte, es ſey ihr gelungen, bei dem König die Freiheit des Prinzen zu bewirken, und ſie werde ſelbſt nach Morella gehen, um ihn aus ſeinem Kerker zu führen, und ihn nach Barcelona zu bringen. Das that ſie auch, und der Prinz ſchickte die Nachricht von ſeiner Befreiung nach Sicilien, Sardinien, und an alle Fürſten, welche ſeine Freunde und Verbündeten waren. Der Brief, welchen er damals an die Stände von Catalonien ſchrieb, war folgender: „Liebe, bewährte Freunde und Herren!" „Heute um drei Uhr erſchien die Königinn, meine Gebieterinn, und gab mir meine volle Freiheit wieder; wir kommen beide in eure Stadt, wo ich die Schuld meines Dankes gegen euch perſönlich abtragen werde. In Eile zu Morella am erſten März. (J. J. 1461.) Euer euch aufrichtig wohlwollender Freund, der Prinz Carlos." —

Ein ſolches Verfahren vermochte niemand zu täuſchen; am wenigſten die Deputirten, welche ſogleich Ab-

geordnete ſchickten, um die Perſon des Prinzen in Empfang zu nehmen, und der Königinn die Mittheilung zu machen, ſie möchte nicht nach Barcelona kommen, wenn ſie nicht ärgerliche Auftritte veranlaſſen wollte. Mißvergnügt blieb ſie zu Villafranca des Penades; während der Prinz ſeine Reiſe fortſetzte, und am zwölften desſelben Monats Morgens in Barcelona anlangte. Sein Einzug glich einem Triumphe, wie man ihn nach Beſiegung eines mächtigen Feindes hätte feiern können, und hatte nur ein friedlicheres Anſehen, da er in der Freude und in der Liebe eines ganzen Volkes ſeinen Grund hatte. Von der Brücke von San Boy bis an die Stadt hin waren in zwei Reihen Armbruſtſchützen aufgeſtellt, und mehrere Truppen von Knaben, wie Männer bewaffnet, zogen dem Prinzen entgegen, und begrüßten ihn mit dem Zurufe: „Es lebe Carlos, Aragoniens und Siciliens Erbprinz; Gott ſchütze ihn!" Ganz Barcelona zog hinaus, um den Prinzen zu empfangen; Geiſtliche und Edle, nicht in einem Zuge vereinigt, ſondern jeder für ſich, zu Fuß und zu Pferde; was den ganzen Auftritt nur noch feſtlicher machte. Rings um die Mauern herum ſtanden Bewaffnete, und viertauſend Handwerker waren auf dem Platze aufgeſtellt. Barcelona gab durch dieſe Feſtlichkeiten

zu erkennen, wie viel es gethan hatte, um ſich dieſen Tag zu erkaufen, und zahlreiche Freudenfeuer bezeugten ſeine Zufriedenheit ihn gewonnen zu haben.

Jetzt dachte man daran, Verhandlungen anzuknüpfen, und den kriegeriſchen Bewegungen zuvor zu kommen, die von allen Seiten auszubrechen drohten. Der König von Caſtillien ſtand mit einem mächtigen Heere zu Navarra, und hatte bereits Viana und Lumbiera weggenommen. — Trotz ſeiner großen Macht beſaß der König von Aragonien dennoch nicht Streitkräfte genug, um jenem Reich zu Hülfe zu kommen; da er über jene Catalonier nicht gebiethen konnte; die Aragonier aber wenig Neigung zeigten, die Unterwerfung Navarras zu befördern, und ſich in einer Angelegenheit thätig zu zeigen, die ihrem Vortheile fremd war. Inzwiſchen war der Friede jetzt dringendes Bedürfniß. Die Forderungen des Prinzen waren gewiß nicht die eines ſtolzen, durch ſeinen Sieg übermüthigen Mannes. Er verlangte als Erbprinz und Nachfolger anerkannt zu werden, und die Vorrechte eines ſolchen Ranges zu genießen; Navarra ſollte einen andern Gouverneur, als die Gräfinn von Foix erhalten, und dieſe Würde einem Vaſallen Aragoniens zu Theil werden; die feſten Plätze und Schlöſſer ſollten

von Seite des Königs, bis zum Tode desſelben, eine aragoniſche Beſatzung erhalten, und die Nachfolge dem Prinzen dann ohne Verzug zu Theil werden. Auch die Königinn knüpfte von Villafranca aus Verhandlungen an; allein die Deputirten, welche Barcellona ſchickte, machten ihr ſo harte Vorſchläge, daß dieſe ganz das Anſehen einer Verhöhnung hatten. Sie verlangten die Beſtätigung und Gutheißung alles deſſen, was ſie für die Freiheit des Prinzen gethan hatten; Don Juan de Beaumont ſollte auf der Stelle ſeine Freiheit erhalten; alle Räthe, welche der König in jenem Zeitpunct gehabt hatte, ſollten für unfähig erklärt und ihrer Stellen für immer entſetzt werden; man ſollte den Prinzen feierlich als Erben, Nachfolger und Gouverneur für alle Reiche des Königs anerkennen; ihm ſollte die Herrſchaft über Rouſillion und Cardagna übertragen werden, mit dem Titel eines beſtändigen Stellvertreters; der König ſollte das Fürſtenthum desſelben nie betreten, und er, ſo wie der Prinz nur geborne Catalonier in ſeinen Rath aufnehmen; im Fall daß Don Carlos ohne Sohn ſtürbe, ſollten alle ſeine Rechte und Anſprüche auf ſeinen Bruder Ferdinand übergehen: ſie erbothen ſich dieſem dann ein Erbgut zu ſchenken, dem König aber, wenn er dieſe Bedingungen

einginge, ein Geſchenk von zweihundert Mark zu machen. Auch verlangten ſie, es ſollte ohne Zuziehung der Cortes von Catalonien und der Deputirten, ſo wie des Rathes der Stadt Barcellona nie ein Proceß gegen ein Glied der königlichen Familie eingeleitet werden. Zuletzt verlangten ſie noch die Angelegenheiten von Navarra zu ordnen, und ſchlugen vor, daß die Gerichtsbarkeit und die Kriegsmacht dieſes Reiches den Cataloniern, Aragoniern und Valencianern untergeordnet werden ſollte.

Beſtürzt über dieſe Forderungen, wagte es die Königinn nicht, ſich darüber zu erklären, und begab ſich nach Aragonien, um ſie dem König mitzutheilen, und kehrte ſogleich wieder zurück, um in Perſon darauf zu antworten. Allein vorher erfuhr ſie zum zweitenmal die Unannehmlichkeit, daß man ihr rieth, nicht in die Stadt zu kommen. Sie nahm dieſe Kränkung ſehr hoch auf, ſetzte aber demungeachtet ihren Weg fort, als ſich der Prinz gezwungen ſah, ihr neue Abgeordnete entgegen zu ſchicken, welche die Nothwendigkeit entſchuldigen, und ſie bitten ſollten, der Stadt auf vier Meilen nicht nahe zu kommen, die Antwort des Königs auf die ihr vorgelegten Forderungen aber ihnen ſelbſt mitzutheilen. Zu dieſer Unannehmlichkeit kam noch eine zweite, welche ſie

überzeugte, daß ihr Bemühen, ſich den Eintritt in die Stadt zu verſchaffen, vergeblich ſeyn würde. Sie ging nämlich nach Taraſſa in der Abſicht dort zu ſpeiſen; allein als die Einwohner ihre Annäherung erfuhren, ſchloſſen ſie die Thore, liefen überall zuſammen, und läuteten die Sturmglocke, als ob eine Rotte von Räubern und Buſchkleppern im Anzuge wäre. Sie ging alſo nach Caldes, von wo ſie den Cataloniern den Entſchluß des Königs mittheilte.

Eine in der That wunderbare Erſcheinung! Dieſer ſo hartnäckige Monarch geſtand Catalonien alles zu, was es verlangt hatte, außer der königlichen Jurisdiction, die es für ſeinen Nachfolger gefordert hatte, und außer der Vollmacht, die Stände zuſammen zu rufen, und in derſelben den Vorſitz zu führen; und obwohl er ſich, trotz der Scham und Erniedrigung, die es ihm koſtete, erbot, nicht nach Barcelona zu kommen, bis Alles vollkommen ausgeglichen ſey: ſo wollte er dennoch durchaus nicht in die Navarra betreffende Forderung willigen, als wenn ſeine ganze Ehre und ſein ganzer Ruhm davon abgehangen hätten, nicht in eine Forderung zu willigen, welche die gerechteſte von allen war, nämlich in der Zurückgabe desjenigen, was er ſich angemaßt hatte. Der Unwille der Abgeordneten darüber war ſo groß,

daß ſie den Reſt der Erklärung der Königinn gar nicht hö=
ren wollten. Da dieſe ihre Beharrlichkeit ſah, ſagte ſie
ihnen, ihre Vollmachten zur Abſchließung einer Überein=
kunft ſeyen ſehr weitläufig; und wenn man ihr den Ein=
tritt in Barcelona erlauben wolle, ſo hoffe ſie innerhalb
drei Tagen das Geſchäft den Wünſchen der Abgeordne=
ten gemäß zu Stande zu bringen. Dieſe kehrten nach Bar=
celona zurück; allein kaum verbreitete ſich in der Stadt
das Geflüſter, es gäbe hier eine Parthei, die mit
der Königinn im Einverſtändniß ſtehe, als ein ſolcher
Tumult unter dem Volke entſtand, und das Verlangen,
gegen ſie hervorzubrechen, ſich ſo lebhaft äußerte, daß
ſie ſich nach Martorel, und von da nach Villafranca zu=
rückziehen mußte.

In dieſer Stadt endlich ward die Übereinkunft ab=
geſchloſſen, deren wichtigſte Puncte dieſe waren, daß der
Prinz als beſtändiger Statthalter des Königs in Catalo=
nien bleiben, dieſer ſelbſt aber nie dahin kommen ſollte.
Dieſe Neuigkeit verurſachte in Barcelona einen ſo gro=
ßen Jubel, daß man Prozeſſionen, Beleuchtungen und
alle Arten von andern Feſtlichkeiten anſtellte. Der Prinz
ſchwur blos die Rechte Cataloniens, die herkömmlichen
Vorrechte Barcelona's und die Freiheiten des Landes zu

ſchützen; ſchlug mehrere Bürger der Stadt zu Rittern, und durchzog, als er die Kirche verließ, die Straßen unter Vortragung eines Schwertes, wie es ſeiner Würde gemäß war, und unter dem Zujauchzen und dem Zurufe der ganzen Bevölkerung.

Dieſe neuerworbene Macht wurde von dem Prinzen nicht dazu angewendet, diejenigen zu verfolgen, die in dieſen wichtigen Angelegenheiten ſeine Gegner geweſen waren. Galceran de Requeſens, früher Gouverneur von Catalonien, und vieler Verbrechen ſchuldig, welche den Freiheiten der Provinz großen Eintrag gethan hatten, und welchen man für denjenigen hielt, der den König am heftigſten gegen ſeinen Sohn aufgehetzt habe, erfuhr keine andere Strafe, als Verbannung. Was die Übrigen betrifft, welche er für verdächtig oder ſeine Gegner hielt, ſo begnügte er ſich, den Deputirten eine Liſte derſelben zuzuſtellen und ſie zu bitten, keinen derſelben künftighin bei ihrer Ergänzung, oder unter die Räthe zu wählen. Eines Tages verließ er Barcelona, um in Villafranca einen Aufruhr zu ſtillen, und vergab den Schuldigen, als er dort ankam.

Allein trotz des geſchloſſenen Eintrachtsbündniſſes blieb, da ſeine Stellung eine gewaltſam errungene, und die Nachgiebigkeit ſeines Vaters eine dieſem durch die Um=

ſtände abgedrungene war, das Mißtrauen von beiden Seiten noch immer dasſelbe. Die Catalonier, um dem, was ſie gethan hatten, mehr Nachdruck zu geben, leiſteten dem Prinzen als Reichserben am dreißigſten Julius den Eid der Treue. Dieſe Handlung wurde auf das feierlichſte im Saale des großen Pallaſtes begangen. Als die Formel geleſen werden ſollte, gab der Prinz es nicht zu, indem er ſagte, er wiſſe, daß die Bewohner dieſer Stadt jederzeit ihrer Pflicht nachkommen würden, wie es ihre Vorfahren zu thun gewohnt geweſen ſeyen; und als die erwählten Syndici nach der Leiſtung des Schwures ihm die Hand küſſen wollten: ſo hob er ſie mit freundlicher Miene und verbindlichen Worten auf, und legte ihnen, indem er ſich ſelbſt von ſeinem Sitze erhob, und ſich über ſie hinbeugte, die Hände auf die Schultern. Seine ganze Hoffnung ſetzte der Prinz auf den König von Caſtillien; allein dieſer Monarch war von einem ſo ſchwachen Charakter, daß man auf ihn nicht weiter rechnen konnte, als das Intereſſe des Marquis di Villena reichte, der ihn damals gänzlich beherrſchte. Die caſtillianiſche Parthei des Königs von Aragonien, an deren Spitze der Admiral ſtand, ſuchte den Marquis auf ihre Seite zu ziehen, und die Unterhandlungen, welche nach der Befreiung des

Prinzen wegen ſeiner Vermählung mit der Infantinn Iſa- bella fortgeſetzt worden waren, ins Stocken zu bringen. Überdieß war der König von Caſtillien unzufrieden darü- ber, in Navarra ſo wenig auszurichten, und geſonnen, die Unternehmung aufzugeben und in ſein Reich zurück zu kehren. In dieſer Ungewißheit ſandten Carlos und das Fürſtenthum Catalonien eine feierliche Geſandtſchaft an den König von Aragonien, um aufs Neue die mit der Königinn geſchloſſene Übereinkunft zu beſtätigen, und dann nach Caſtillien zu gehen, um die Vermählungsangele- genheit ins Reine zu bringen.

Der König, dem dieſe Verbindung verhaßter als der Tod war, hielt die Abgeordneten unter dem Vorwande zurück, daß es unſchicklich ſey, dieſe Sache zu betreiben, während der König von Caſtillien noch in einem ſo lei- denſchaftlich geführten Kriege gegen ihn begriffen ſey. Er ſchickte deßwegen den Antonio Nogueras, einen ſeiner vertrauteſten Diener nach Catalonien, um den Prinzen mit der Urſache dieſer Zögerung bekannt zu machen. Die- ſer vergaß, als Nogueras vor ihm erſchien und ihn begrüßt hatte, gänzlich die ſonſt ihm eigenthümliche Mäßigung. „Ich wundere mich, Nogueras", redete er den Abgeord- neten an, ohne ihn zu Wort kommen zu laſſen, „über

zwei Dinge. Erſtens, daß der König zu ſeiner Geſandtſchaft keine mir angenehmere Perſon gewählt hat, als euch; und dann, daß ihr die Frechheit gehabt habt, vor mir zu erſcheinen. Erinnert ihr euch nicht, daß ihr, als ich in Saragoſſa gefangen ſaß, zu mir kamt, um mich in Unterſuchung zu nehmen, und zu verlangen, daß ich die Verbrechen geſtehen ſollte, die man mir damals aufbürdete. Wißt, daß ich mich nie, ohne vom Zorn übermannt zu werden, an jenen Vorfall erinnern kann; und geſchähe es nicht aus Ehrfurcht für meinen Vater, ſo ſolltet ihr ohne die Zunge weggehen, mit der ihr mich damals befragt habt, und ohne die Hand, mit welcher ihr meine Antworten aufſchriebt. Bringt mich alſo nicht in Verſuchung, meinem Zorn nachzugeben; ich bitte und befehle euch wegzugehen, weil es meine Augen beleidigt, einen Menſchen zu ſehen, der mir ſolche Abſcheulichkeiten Schuld geben konnte." — Nogueras wollte antworten. „Geht!" rief der Prinz, „und facht die glühende Kohle nicht noch mehr an." — Der Abgeordnete verließ Barcelona noch am nämlichen Tage; allein auf die Bitten der Deputirten gab der Prinz dennoch ſeine Rückkehr zu, ohne ihm jedoch zu erlauben, ein zweites Mal vor ihm zu erſcheinen.

Der König nahm dieſen Vorfall ſehr übel, und auch

der Prinz empfand ein lebhaftes Mißvergnügen darüber, daß ſein Vater ſich ſeinen Abſichten widerſetzte. Seine Klagen erſchollen in Spanien, Frankreich und Italien in eben dem Verhältniß um ſo lauter, je freundſchaftlicher die Regenten dieſer Länder, welche ihn bereits als einen Souverain behandelten, gegen ihn geſinnt waren. Trotz dem blieb er immer in Beſorgniß wegen der Intriguen ſeines Vaters und ſeiner Stiefmutter; die den König von Caſtillien bereits faſt auf ihre Seite gebracht hatten, und den Eifer einiger cataloniſcher Edlen für den Prinzen abkühlen mußten, um ſie unter ihren Gehorſam zurückzubringen. In dieſem Conflicte von Intereſſen ſuchte der Prinz Hülfe bei Ludwig dem Eilften von Frankreich, der ſchon als Dauphin ſein Freund geweſen war. Er forderte ihn auf zur Wiedererlangung Navarras gegen ſeinen Vater, und den Grafen von Foix, den vorzüglichſten Anſtifter jener Verwirrung, behilflich zu ſeyn; und da Gott ihn jetzt ſo hoch geſtellt habe, ihm als ſeinen Verwandten beizuſtehen, da ſie beide aus einer Wurzel ſtammten. Er erbot ſich, eine Schweſter des Königs zu heirathen, und ſeine eigne Schweſter Blanca an den Grafen von Genf und den Erbprinzen von Savoyen, Ludwigs Neffen, zu vermählen. Durch dieſe Bündniſſe und

Verſchwägerungen gedachte er zum Wiederbeſitz Navarras zu gelangen und den Schaden zu erſetzen, welchen der Abfall des Königs von Caſtillien ihm gebracht hatte.

Doch ſchon die nächſten Augenblicke ſollten die Entwicklung dieſer Tragödie herbeiführen. Die Geſundheit des Prinzen, welche ſeit ſeiner Gefangenſchaft in Morella beſtändig gelitten hatte, wurde durch die Sorgen über die Ungewißheit ſeines Schickſals gänzlich untergraben, und ſeit der Hälfte des Septembers des Jahres vierzehnhundert ein und ſechzig heftiger angegriffen, ſtarb er am drei und zwanzigſten dieſes Monats. Der Rath von Barcellona war während ſeiner letzten Krankheit beſtändig um ihn; und als er ſah, daß ſein Ende herannahte, ſagte er zu dieſen: „Mein Prozeß neigt ſich zum Spruche.” Er empfing darauf die Heilmittel der Kirche; bat alle, der Beſchwerlichkeiten und des Unglückes wegen, was er ihnen verurſacht hatte, auf eine ſo rührende Weiſe um Vergebung, daß ſie in Thränen ausbrachen, und athmete um drei Uhr Morgens ſeinen Geiſt aus. Groß war der Schmerz Barcelona's, da man ihn ſo ſehr geliebt und ſo große Hoffnungen geſetzt hatte; und der koſtbarſte und ſchönſte Schmuck bei ſeiner Leichenfeier, die mit aller einem König gebührenden Pracht abgehalten wurde, wa=

ren die allgemeine Trauer und das allgemeine Weinen der unzählbaren Menge, welche dabei zuſammen ſtrömte. Sein Leichnam ſtand mehrere Jahre im Presbyterium der Hauptkirche, bis ſein Vater ihn nach Poblet bringen ließ, wo er in einem mit ſchwarzen Sammt überzogenem Sarge in der Gruft der Herzoge von Segorve beigeſetzt wurde.

Man darf ſagen, daß er der talentvollſte und trefflichſte Prinz ſeiner Zeit geweſen. Sein Vater, Don Juan der Zweite von Aragonien kann, ſeine militäriſchen Talente abgerechnet, nur als ein partheiſüchtiger Friedensſtörer betrachtet werden, der weder als König noch als Privatmann irgend jemanden in Ruhe ließ; Heinrich der Vierte von Caſtillien war ein Schwächling; Ferdinand von Neapel argwöhniſch, treulos und verhaßt; und der unruhige, ehrgeitzige und mißfällige Alphons von Portugal iſt nur durch ſeine ſchlecht ausgeführten Entwürfe auf Caſtillien bekannt. Der deutſche Kaiſer Friedrich der Dritte, ſchwach, abergläubiſch, indolent und geitzig, war für Deutſchland und Italien ein Gegenſtand der Verachtung; alle dieſe Fürſten, mit Ausnahme Ferdinand's, roh und barbariſch, regierten ungeſtört; während derjenige, welcher die beſte Erziehung genoſſen, der, an einem

friedlichen Hofe erwachſen, ſich mit Liebe den Studien gewidmet hatte, nicht um ſeine Zeit in müßiger Thätigkeit hinzubringen, ſondern um ſich jene Einſichten zu erwerben, ohne welche Staaten weder ſicher begründet, noch wohl verwaltet werden können; der in den neun Jahren ſeiner Verwaltung Navarra's hinreichende Beweiſe ſeiner Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe gegeben hatte, und den die Wünſche und die laute Stimme aller Völker, die ihn kannten, auf den Thron riefen, auf ſo traurige Weiſe endigen mußte; ringend um ſein Daſeyn; gehaßt und verfolgt von ſeinem Vater; und von dieſem ſelbſt desjenigen beraubt, was ſein unbeſtreitbares Eigenthum war.

Er zählte, als er ſtarb, volle vierzig Jahre, und war mit Anna von Cleve vermählt geweſen, welche ſtarb, ohne ihm Nachkommen gegeben zu haben. Von andern Frauen hatte er folgende Kinder: Don Philipp von Navarra, Grafen von Beaufort, mit Donna Brianda Vaca, Donna Anna und Donna Maria Armendariz; und Don Juan Alonzo von einer Sicilianerin von niedriger Abkunft, aber von außerordentlicher Schönheit. Er war von mehr als mittlerer Größe; ſein Geſicht war mager, ſeine Haltung edel, und ſeine Züge hatten einen Ausdruck von Schwermuth. Seine Mutter hatte ihm, um ihn zur Frei-

gebigkeit zu gewöhnen, als Knaben täglich einige Goldſtücke gegeben, um ſie auszutheilen; und ſeine Großmuth und Freigebigkeit entſprachen, als er Jüngling und Mann geworden war, einer ſolchen Erziehung. Seine Studien waren ſein Troſt im Unglück, und ſeine Gefährten in der Einſamkeit und Zurückgezogenheit. Lectüre, die Abfaſſung proſaiſcher und poetiſcher Verſuche, und der Briefwechſel mit den gelehrten Männern ſeiner Zeit füllten die Stunden aus. Unter den Gelehrten, mit welchen er einen Briefwechſel unterhielt, ſtand keiner höher, als der berühmte Auſias, der Fürſt der Troubadure jener Zeit. Auch in Sicilien hatte ſich noch nach hundert Jahren, als Zurita dahin kam, das Andenken an die gelehrten Beſchäftigungen des Prinzen, und an ſeiner Liebe zu Büchern erhalten. Er ſchrieb eine Geſchichte von Navarra, überſetzte die Moral des Ariſtoteles, und verfaßte viele Lieder, die er mit Anmuth und Ausdruck zur Zither ſang. Er liebte die Tonkunſt, und beſaß überhaupt viel Anlage zu allen Künſten, vorzüglich zur Mahlerei. Als Sinnbild führte er zwei Hunde, die ſich um einen Knochen ſtritten; Anſpielung auf den hartnäckigen Kampf der Könige von Caſtillien und Frankreich um Navarra. Sein Charakter und ſeine Sitten waren ſo, wie ſie im Laufe

dieſer Schilderung ohne Mißgunſt und Partheiſucht dargeſtellt wurden; als Abbild der Nachrichten, welche ſeine Zeiten uns überliefert haben. Selbſt jene Geſchichtſchreiber, die faſt immer der Parthei zufallen, die den Sieg behält, und die ſeinem Charakter einige Flecken von Ehrgeitz und Aufruhrsgeiſt anhängen, ermangeln nicht den Reitz einzugeſtehen, den ſo viele Talente, ſo viele Vorzüge, ſo viel Verſtand und Großmuth ihm gaben, und der über Einzelne, wie über ganze Völker eine ſo große Gewalt ausübte. Bei Betrachtung ſeiner Vorzüge begreift man, wie der ſtrenge Mariana, nachdem er ſein Bild gezeichnet hat, hinzuſetzt: „ein junger Mann, werth eines beſſeren Schickſales und eines gütigeren Vaters."

Als ſeine Freunde ihn auf dem Puncte zu ſterben ſahen, ſo wollten ſie, aus Liebe zu ſeinem Andenken nur ſeinem Blute gehorchen, und verlangten, daß er ſich mit Donna Brianca de Vaca vermählen, und ſeinen Sohn Philipp legitimiren ſollte. Er willigte nicht ein; theils, um nicht zu unruhigen Auftritten Veranlaſſung zu geben; theils, weil er ſeine Frau der Ehre nicht würdig hielt, zu welcher ſie erhoben werden ſollte. Wenig zufrieden mit ihrem Betragen, hatte er ſie kurz vorher von ſeinem Sohne getrennt, und dieſen einem ihm treu ergebenen

Ritter in Barcelona, dem Don Bernardo Zapila zur Erziehung überlaſſen; Donna Brianca ſelbſt aber unter die Aufſicht des Hugo de Cardona geſtellt.

Sobald Don Juan von dem Tode des Prinzen Nachricht erhielt, ließ er ſeinen zweiten Sohn Ferdinand als König von Aragonien huldigen, und die Königinn brachte dieſen nach Catalonien, um nach dem Vertrage von Villafranca, ihn auch dort die Huldigung empfangen zu laſſen.

M. Enk.

s'Dierndεrl am See.

Am See bin i ganga, a lueſtiga Bua;
Am See geh i wieda, mit der Freud is do zua.

Wo i nur hieſchau, und wo i hiegeh,
Es ſteht ma vorn Aug'n s'Dierndεrl am See.

Aufn Draunſtoan bin i gſtiegn, und han mö vaſtöckt,
Do allweil ön Hals aſt zum See abagröckt.

Kain Rua is hier gwön; zum Dierndεrl in d'Näh
Bin i aſt gloff'n, nöt gſchwinda laſt s'Reh.

Und föſt han i gmuit, i ſag jems rund her
Was mi ſo umjagt in d'kreuz und in d'quer.

Do wie i das blauaugate Dierndεrl hab gſehn,
Mueßt i verſtainert von weiten glai ſtehn.

Kain Mueth mer im Herz, afer Lieb wohl zu viel,
Wais i wahrhafti nöt, wo's hinaus will.

Am See ſteh i imma, und ſchau wia verrückt
Bis s'Dierndˑerl aufſteht und ſich zum Haimgehn anſchickt.

II.

Wie a Gams möcht i ſpringa, und hüpfn wias Reh,
Und alle Welt ſagn, mein is s'Dierndˑerl am See.

s'Miezl is mein; nix ſchöners gibts mehr,
Und kämen die Schönſten aus der Stadt zu uns her.

Wie s'Herz mir jezt ſchlagt, wie ſtolz i nuar bi,
Wann d'Augn alle fliegn auf s'Miezl und mi.

Gern möcht i's vergunna, das dö ganze Welt ſäh,
Mein herziges Miezl, s'Dierndˑerl am See.

Weil das dö nöt ſeyn kan, ſo hab i izt gmacht,
Daß mer's a Freund z'Wien in Kupfer hat bracht.

Janus Auſtriacus.

Inhalt.

	Seite
Kupfer=Erklärung.	
Die Schule des Lebens. Novelle von Ludwig Halirſch	1
Erfüllung. Von M. Enk	95
Die Weihe. Von Ebend.	96
Der Mönch auf dem Kahlenberge. Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner	97
Begegnung. Von Grillparzer	105
Das Bild des Theuerdanks. Von Ludwig Halirſch .	107
Die Mutter am Chriſt=Abend. Von J. P. Hebel. Allemaniſches Gedicht	110—111
Im Lenze. Von Manfred	118
Schlußmotto. Von Fr. Rückert	124
Papagei und Rabe. Perſiſche Fabel. Von Manfred .	125
Vom Garten. Perſiſch. Von Ebend.	129
Fernandez. Von Ebend.	132
Die Raben des h. Meinrad. Von Ebend.	136

Seite.

Die Heimkehr. Von Manfred 142

Wanderung. (Im Jahre 1822.) Von Bauernfeld . . 151

Blutrache. Drama in einem Aufzuge von Franz von Hermannsthal 159

Der Prinz von Viana. (Frei nach dem Spaniſchen.) Von M. Enk 205

s'Dierndlerl am See. Von Janus Auſtriacus 285

Seite.

. 142
ernfeld . . 151
Franz von
. . . . 159
Spaniſchen)
. . . . 205
us . . . 285

Buchh